ruprecht

Heidelberger Studentenzeitung

Juli 2017 – Nr. 169 UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNGEKÜHLT



Sichert euch eine Ausgabe unseres Jubiläumsmagazins unter post@ruprecht.de

Royales Reisen

Von Tillmann Heise

Was man nicht alles für seine Gäste tut. Die Bude sieht aus wie Sodom und Gomorrha, aber sobald die Schwiegereltern sich ankündigen, werden geschwind der seit zwei Monaten tote Zimmerefeu gegossen und die Pestoreste von den Tellern gemeißelt. Ungleich größer wird der Aufwand, wenn man nicht Zwei-Zimmer-Küche-Bad für die verwandtschaftliche Stippvisite in präsentablen Zustand versetzen, sondern mit einer ganzen Stadt vor feudal verwöhnten Royal-Reisegruppen angeben will.

Für William und Kate bleibt kein Altstadt-Pflasterstein unpoliert, kein Gully unversiegelt, kein Neckar ungesperrt. Natürlich muss dringend das kürzlich installierte Gerüst an der Alten Brücke für einen Tag entfernt werden; der Anblick ist dem Nachwuchskönig und der internationalen Boulevardpresse aber auch wirklich nicht zuzumuten.

Bei der Gelegenheit könnte man sich darüber Gedanken machen, wie gut ein mäßig intaktes Schloss bei den Royals ankommen mag und ob man nicht die einmalige Chance ergreifen sollte, mit ein bisschen Sichtbeton und Farbe die klaffenden Lücken zu kitten. Warum nicht in dem Zuge auch gleich die Straßen an beiden Neckarufern unter die Erde verlegen? Sonst werden am Ende Willy und Kate beim öffentlichkeitswirksamen Rudern noch vom Verkehrslärm gestört.

Apropos Neckarufer: Die Stadthalle würde sehr viel mehr Charme versprühen, wenn man sie um 30 Etagen aufstockt und mit einer gläsernen Welle als Dach versieht. Und angenommen, die Monarchie-Azubis würden ihren Fünfuhrtee im Marstallhof einnehmen und ihr exquisiter Blick fiele auf den schwarzen Asbest-Klotz der Altphilologen. Welch Katastrophe für das Romantik-Image! Also lieber auf Nummer Sicher gehen und ein „Altphilologikon" mit ein paar Supermärkten und schickem Uni-Logo an der Fassade aus dem Boden stampfen. Was tut man nicht alles für seine Gäste?



Foto: php

Hitzeschock beim Lernen?

Die kühlsten Orte, um den Prüfungsstress im Sommer zu überstehen

auf Seite 9

Multifunktions-Probleme

Seit März gibt es in den Bibliotheken neue Drucker – und zahlreiche technische Probleme. Woran liegt das und werden die Fehler behoben?

„Ja, es gibt technische Probleme mit den Druckgeräten in Heidelberg. Das ist auch bei uns angekommen", sagt der Unternehmenssprecher von Ricoh, Mario Di Santolo auf Anfrage des *ruprecht*. Entwarnung also für alle, die befürchteten, dass sie vielleicht nicht fähig seien, die neuen Drucker zu bedienen.

Technische Fehler treten gehäuft auf, seit Ricoh im März circa 80 neue Drucker in den Bibliotheken installiert hat. Die Probleme lägen jedoch nicht an der Hardware der neuen Geräte, sagt Di Santolo. Zum Betreiben der Drucker und der Kartenleser verwende Ricoh Softwares verschiedener Unternehmen, einige davon hätten sich als nicht kompatibel herausgestellt.

Die Möglichkeit über den Uniserver zu drucken, fällt seit vier Monaten immer wieder aus. Dann bleibt höchstens die Möglichkeit, PDFs über einen USB-Stick zu drucken, oder indem man sie über die Website von Ricoh hochlädt. Das macht es im Alltag allerdings oft komplizierter und schränkt außerdem wesentliche Funktionen ein. Auch Scannen ist aktuell kaum möglich: Es funktioniert weder über einen USB-Stick noch über die Funktion Scan-to-Home. Bei Scan-to-Mail wird jede Seite als einzelne Mail versendet.

Andree Müller vom Universitätsrechenzentrum (URZ) kann den Frust vieler Studierender verstehen: „Wir wissen, dass das Drucken ein zentraler Bestandteil des studentischen Alltags ist und es ist natürlich ärgerlich, wenn das nicht einwandfrei funktioniert." Ulrike Fälsch von der Universitätsbibliothek (UB) teilte sogar mit, die Probleme ärgerten die Bibliothek „ebenfalls maßlos".

Wer kann etwas an dieser Situation ändern? URZ, UB und Ricoh sind sich einig, dass die Fehlerbehebung in der Verantwortung des Unternehmens liegt. Trotzdem, sagt Müller, habe das URZ sich engagiert. „Wir versuchen, jeden gemeldeten Fehler hier zu reproduzieren und ihn dann mit genauer Beschreibung an Ricoh zu übermitteln, um den Prozess zu beschleunigen." Viele Probleme seien so bereits gelöst worden.

Warum einige gravierende Fehler schon vier Monate andauern, ist für Laien schwer nachvollziehbar. Dabei waren laut UB viele Probleme sofort nach der Installation bekannt. Di Santolo gibt zu: „Da lief zunächst einiges vielleicht nicht so, wie es hätte laufen können." Man sei aber dabei, die Kompatibilitätsprobleme schnellstmöglich zu beheben. Diese Einschätzung teilt auch das URZ: „Wir sind zuversichtlich, dass es in den nächsten Wochen zu einer schrittweisen Besserung kommen wird."

Immerhin: Die neuen Geräte haben keine zusätzlichen Kosten bei der Uni verursacht. „Die studentischen Geräte stellt Ricoh kostenfrei zur Verfügung. Sie werden auch von der Firma bestückt und gewartet", sagt Müller. Das Geld, das vom Studierendenausweis abgebucht wird, werde dafür an Ricoh weitergeleitet. **(hnb)**

Erneut höhere Wahlbeteiligung

Bei der StuRa-Wahl haben zum vierten Mal in Folge mehr Studierende abgestimmt. Am Kräfteverhältnis der Hochschulgruppen ändert sich wenig

Die Wahlbeteiligung bei der Wahl zum Studierendenrat (StuRa) Heidelberg erreicht zum vierten Mal einen neuen Höchststand. In diesem Jahr haben sich mit 16,55 Prozent rund 1,5 Prozent mehr Studierende beteiligt als im letzten Jahr. Daraus ergeben sich 21 Sitze der insgesamt 83 Sitze im StuRa für die Vertreter der politischen Hochschulgruppen. Denn die Anzahl ihrer Sitze ist an die Wahlbeteiligung geknüpft. Die restlichen Sitze werden durch die Vertreter der Fachschaften besetzt. Kaum Veränderung gab es jedoch bei der Verteilung der Listenplätze. Nachdem sie im letzten Jahr aus Mangel an Kandidaten nicht angetreten war, zieht die Grüne Hochschulgruppe mit vier Sitzen erneut in den StuRa ein. Die Anzahl der Sitze der anderen Listen bleibt weitestgehend gleich.

Die Beteiligung bei der Wahl der vier studentischen Vertreter im Senat lag mit 15,5 Prozent unter der Beteiligung bei der StuRa-Wahl. Hier konnte sich die Juso Hochschulgruppe, die Grüne Hochschulgruppe, sowie die Liste Medis für den Senat und die Liste MathPhysTheo durchsetzen. Alle vier Gruppen werden im nächsten Jahr mit je einem Sitz die Interessen der Studierenden im Senat vertreten. **(leh)**

Mehr dazu auf Seite 4

Holbeinring offline

Seit Anfang Juli kommt es in den Studierendenwohnheimen am Holbeinring in Rohrbach zu massiven Internetausfällen. Wie das Studierendenwerk in einer Rundmail den Bewohnern mitteilte, seien die Ausfälle auf einen „kurzfristigen Versorgerwechsel" zurückzuführen. Die Arbeiten sollten bis zum Ende vergangener Woche abgeschlossen worden sein, doch wie der *ruprecht* von Bewohnern erfuhr, waren einige Wohnungen bis Redaktionsschluss immer noch vom Netz getrennt. In dem Komplex leben über 600 Studierende. **(sko)**



Heidelberger Forscher haben eine künstliche Zunge erfunden, die gefälschten Whisky erkennt auf **Seite 12**

WISSENSCHAFT



Seit 20 Jahren verzaubert Harry Potter die Massen. Doch ist der Hype gerechtfertigt? Auf **Seite 14**

FEUILLETON

Nach neun Semestern vor dem Nichts – ein neuer Jura-Abschluss soll das verhindern auf **Seite 5**

HOCHSCHULE

Legalize it?

Der Heidelberger Gemeinderat diskutiert die Einführung eines Cannabis Social Club. Damit ist die Debatte um das Verbot der Droge neu entbrannt. Ist es sinnvoll, Cannabis zu legalisieren? (leh)



Leonhard, 23
Politikwissenschaft, Geschichte

„Durch eine Legalisierung könnte man den Graskonsum und -verkauf unter staatliche Kontrolle bringen. Dies würde eine Besteuerung ermöglichen. Die Einnahmen könnte man zur Prävention nutzen.“

PRO

Sahra Mirow
ist für die Linke
Mitglied des
Stadtrats Heidelberg



Foto: Privat

Auf verschiedenen Ebenen erheben sich die Stimmen für eine Legalisierung von Cannabis, und das völlig zu Recht. Sei es der personelle und finanzielle Aufwand der Strafverfolgung, die Verhinderung suchttherapeutischer Ansätze oder schlicht und einfach die Tatsache, dass erwachsene und mündige Menschen über ihren eigenen Konsum auch eigenverantwortlich bestimmen sollten – die Gründe hierfür sind vielfältig. Klar ist, die Prohibitionspolitik ist gescheitert. Dreiviertel aller Gefängnisinsassen mit Verstößen gegen das Betäubungsmittelgesetz sitzen wegen Konsum ein, nicht wegen Handel. Im Gefängnis wegen einem Joint, Führerscheinentzug wegen einem Joint, der vor mehreren Tagen geraucht wurde – das ist nicht hinnehmbar. Statt Verfolgung und Repression brauchen wir eine Drogenpolitik, die aufklärt und bei problematischem Konsum auch unterstützen kann. Die den Schwarzmarkt austrocknet und Streckmittel verhindert. Dafür brauchen wir eine Liberalisierung der Drogenpolitik, gebt das Hanf frei!



Foto: Privat

Ralf Krämer
ist der Leiter
der Fachstelle Sucht
der Stadt Heidelberg

CONTRA

Die kurze Antwort: Ich finde eher nein. Warum? Weil wir bereits genügend substanzbezogene Probleme haben, unter denen Einzelne und Familien leiden und deren Folgen das Sozialsystem belasten. Und zwar vor allem mit den Substanzen, die bereits beziehungsweise noch legal, zu wenig restriktiv reguliert, sind. Von den 18-64-Jährigen in Deutschland trinken gut 70 Prozent gelegentlich Alkohol und wir haben ungefähr 3 Prozent oder 1,5 Millionen missbräuchliche und 3,4 Prozent oder 1,7 Millionen abhängige Konsumenten. Deshalb erscheint es mir auch verfehlt, dass die Frage der Cannabislegalisierung den (ver)öffentlich(t)en Diskurs zur Suchtpolitik gegenwärtig derart dominiert. Aus meiner Sicht wäre es der Sachlage angemessener, zunächst oder zumindest zeitgleich einen gesellschaftlichen Diskurs über restriktivere Regulierungen vor allem bei Alkohol zu führen, bevor wir darüber nachdenken, ob wir riskieren, über die weniger restriktive Regulierung von Cannabis hier längerfristig eine ähnliche Situation wie beim Alkohol entstehen zu lassen. Das scheint allerdings wenig populär.



Talisa, 21
Molekulare Biotechnologie

„Ich bin zum Schutz von Jugendlichen, die ihre Grenzen noch nicht kennen, gegen eine Legalisierung von Cannabis.“

These 1: Cannabis birgt weniger Gefahren als Alkohol.

Gestorben ist noch niemand vom Cannabis-Konsum, im Vergleich zu Alkohol und Zigaretten stehen die gesundheitlichen Folgen in keinem Vergleich. Dennoch birgt auch der Konsum von Cannabis Gefahren, zum Beispiel die der psychischen Abhängigkeit. Auch deswegen wäre eine Freigabe sinnvoll, um gerade bei problematischen Konsum funktionierende Hilfs- und Beratungsstrukturen aufbauen zu können. So könnte die Bundesregierung auch ihren Auftrag, für den Gesundheitsschutz der Bevölkerung zu sorgen, wahrnehmen. Schließlich sind es gerade die Streckmittel in Cannabis, die zu einer physischen Schädigung führen können, weniger das Cannabis selbst. In einem liberalisierten Markt wäre es dann auch möglich, die Substanz in ihrer Qualität und ihren Bestandteilen zu regulieren. Die eigentliche Gefahr bei Cannabis sehe ich deswegen im Verbot selber.

Eher ja. In der Realität gibt es ein breites Spektrum möglicher Nachteile und Schädigungen durch Substanzkonsum, unmittelbare und langfristige, körperliche, psychische und soziale, für Konsumenten und für Dritte, die sich durch das Zusammenspiel pharmakologischer Eigenschaften mit konkreten Menschen und bestimmten Kontexten ergeben. In den meisten Hinsichten muss nach dem jetzigen Forschungsstand Alkohol als schädlicher beziehungsweise gefährlicher eingeschätzt werden als Cannabis. Gleichzeitig ist es so, dass früher Konsum erhebliche Entwicklungsrisiken birgt, das Risiko für psychische Erkrankungen wie Psychosen und Angststörungen erhöht, und dass wir gegenwärtig etwa 0,5 Prozent oder 250000 missbräuchliche und noch einmal etwa ebenso viele abhängige Cannabiskonsumenten unter den 18-64-Jährigen in Deutschland (2013) haben. Diese Zahlen würden nach meiner Überzeugung mit weniger restriktiverer Regulierung längerfristig steigen.



Felipe, 21
Spanisch, Geschichte

„Die Legalisierung von Cannabis wäre sinnvoll, weil sich Deutschland damit endlich ins 21. Jahrhundert begeben würde. Es gibt viele funktionierende Vorbilder wie die Niederlande und Uruguay, in denen ein Rückgang der Drogenkriminalität und kein erhöhter Drogenkonsum zu verzeichnen sind.“

These 2: Cannabis ist eine Einstiegsdroge.

Die herrschende Verbotspraxis bindet Konsumentinnen und Konsumenten an den Schwarzmarkt, wo sie ja erstmals in Kontakt mit kriminellen Händlerstrukturen geraten. Da Drogenhändler aber besonders für die härteren Drogen ihren Profit einfahren, versuchen sie über den vergleichsweise wenig rentablen Cannabis-Verkauf auch diese Substanzen an die/den Konsument/in zu bringen. Eine aktuelle Studie von der Universität Michigan hat nun am Beispiel der Niederlande die Behauptung von der Einstiegsdroge endgültig widerlegt: Die dortige Freigabe hat zu keinem nachweisbaren Anstieg des Konsums harter Drogen geführt. Fakt ist, würde Cannabis staatlich kontrolliert in Apotheken abgegeben werden, müssten sich die zwei bis vier Millionen Menschen in Deutschland, die regelmäßig Cannabis konsumieren, gar nicht erst in kriminelle Händlerstrukturen begeben.

Eher nicht. Wenn (junge) Menschen bei uns Substanzerfahrungen machen, dann typischerweise zuerst mit Tabak und Alkohol, insgesamt deutlich häufiger durch letzteren, und mit diesem typischerweise ihre (ersten) Rauscherfahrungen. Das liegt maßgeblich daran, dass die meisten von uns relativ gesund und vernünftig sind und sich im Zweifelsfall zuerst an dem versuchen, was als weniger riskant erscheint, zum Beispiel auch deshalb, weil viele andere es tun und es „normal“ ist. Wenn man den Begriff Einstiegsdroge(n) ernst nimmt, dann kommt er Alkohol und Tabak zu. Für den Konsum anderer, „härterer“ illegaler Drogen sind Cannabiserfahrungen typischerweise eine Voraussetzung und ein Schritt innerer und äußerer Annäherung, den kaum ein Abhängiger „harter“ Drogen ausgelassen hat. Andererseits blieb bislang für die meisten ihre Cannabiserfahrung eine kürzere oder längere Experimentierphase; sie zieht nicht notwendig und überwiegend auch nicht faktisch den Konsum anderer, „härterer“ Drogen nach sich.

These 3: Eine Legalisierung würde Gerichte und Polizei entlasten.

Ohne Zweifel. Wie gesagt, die personellen und finanziellen Ressourcen für die Strafverfolgung des Konsums von Cannabis sind enorm und stehen in keinem Verhältnis zu ihrem Ziel, den Konsum einzuschränken. Ganz im Gegenteil konsumieren in Deutschland deutlich mehr Menschen, als beispielsweise in den Niederlanden, wo Cannabis frei erhältlich ist.

Um die 100000 Strafverfahren werden jährlich gegen Konsumentinnen und Konsumenten erhoben. Bereits ab wenigen Gramm können sie dem Vorwurf des Handels ausgesetzt werden, von schikanierender Behandlung gerade auch in Baden-Württemberg und Bayern ganz zu schweigen. Der Führerschein wird entzogen, auch wenn sich nur Kleinstmengen im Blut finden lassen. Diese Ungleichbehandlung von Alkohol und Cannabis ist nicht nachvollziehbar, zumal Alkohol die Fahrtauglichkeit nachweislich deutlich stärker einschränkt.

Selbstverständlich gäbe es weniger eingeleitete Strafverfahren wegen des Besitzes kleiner Mengen von Cannabis, wenn dieser keinen Gesetzesverstoß mehr darstellen würde und entsprechend geringere unmittelbare Kosten. Allerdings sind Schätzungen von Kosten für Strafverfolgung und Einsparungsmöglichkeiten spezifisch für Cannabisdelikte höchst spekulativ. Und sie blenden üblicherweise die Kosten aus, die mit jedem anderen verantwortbarem Modell der Regulierung verbunden wären, etwa zur Regulierung der Herstellung und des Vertriebs, zur Einhaltung der dann erlaubten Höchstmengen, Sicherstellung von Qualität und Jugendschutz, Besteuerung, zulässigen Orten des Konsums, zulässigen Blut-THC-Mengen am Arbeitsplatz und im Straßenverkehr, deren Kontrolle und Sanktionierung Kosten mit sich bringen. Schon gar nicht berücksichtigen sie die weiteren gesellschaftlichen Kosten (für Suchtbehandlung und langfristige Transferleistungen). Insofern ist zu bezweifeln, ob eine Legalisierung von Cannabis eine positive wirtschaftliche Gesamtbilanz hätte.

Die Neckarwiese ist ein Ort, der unterschiedlichste Menschen zusammenbringt. Unsere Autorin lerne hier Sana kennen, den sie nun nicht mehr erreichen kann



Foto: flick.com/Lutz Berger (CC BY-SA 2.0)

Ziemlich keine Freunde

Auf der Neckarwiese traf unsere Autorin den Geflüchteten Sana. Er suchte Freunde, sie fand ihn sympathisch. Warum blieben sie sich trotzdem fremd?

Ich lerne Sana vor etwa einem Jahr kennen, als ich gerade auf dem Nachhauseweg bin. Er steht fast am Ende der Neckarwiesen, kurz vor der Ernst-Walz-Brücke. Ich will gerade auf mein Rad steigen, als er mich anhält. „Excuse me?“ Er hält ein Buch in der Hand. Ob ich ein paar Minuten Zeit hätte, seine Deutschübungen zu kontrollieren – bitte. Er sieht traurig aus. Ehrlich gesagt, er sieht aus, als würde er gleich weinen. Ich sage „Na klar“ und wir setzen uns ins Gras. Er gibt mir das Deutschbuch, in dessen erster Lektion er ein paar Übungen gelöst hatte. Während ich in meiner Tasche nach einem Stift suche, stelle ich ihm ein paar Fragen. Sana erzählt, dass er aus Gambia geflohen sei und nun seit etwa fünf Monaten im Patrick-Henry-Village (PHV) wohne. Ob es ihm hier in Heidelberg gefalle, frage ich, und hoffe, dass er sich nicht verpflichtet fühlt, trotz offensichtlicher Niedergeschlagenheit touristische Plattitüden über die Schönheit der Stadt zum Besten zu geben. Doch Sana scheint nicht zum Smalltalk aufgelegt. Nein, sagt er tatsächlich. „Es geht mir überhaupt nicht gut hier.“ Er wirkt frustriert, vielleicht sogar wütend.

Sana erzählt von langen Tagen, an denen er nichts zu tun habe – nichts jedenfalls, außer einmal auf die ausgehängten Listen im PHV zu schauen und sicherzugehen, dass sich bei seinem Asylprozess wirklich nichts getan habe. Er erzählt, dass er gerne Deutsch lernen würde, er dürfe aber noch nicht in einen Deutschkurs. Auch sonst habe er niemanden gefunden, der es ihm beibringt. Am traurigsten sieht Sana aus, als er zugibt, dass er hier in Heidelberg keinen kenne, immer noch nicht. Er habe keine Freunde. Ja, im Patrick-Henry-Village gebe es natürlich viele Leute, auch viele aus Gambia. Die meisten seien schon okay. „Aber…“ – Sana fällt keine Erklärung ein, aber eigentlich muss ihm das auch nicht. Seine Einsamkeit ist in diesem Moment ziemlich offensichtlich. Er bereue es manchmal, überhaupt hergekommen zu sein, sagt er. So allein zu sein und nichts zu tun zu haben, das sei auch nicht viel besser, als das Leben in Gambia war. Er schaut mich an und hat nun tatsächlich ein paar Tränen in den Augen.

Sana erzählt auch von seinen bisherigen Versuchen, Leute an der Neckarwiese anzusprechen. Warum reagierten die Leute denn immer so defensiv? „Angeblich hat nie jemand Zeit“, sagt Sana. Ich gebe zu, dass das sicher oft eine Ausrede ist. Sanas Frust ist mehr als verständlich. Aber wahrscheinlich nicht für viele, die selbst nie fremde Leute in der Öffentlichkeit ansprechen würden, um sie kennenzulernen. Er solle das nicht immer persönlich nehmen, sage ich Sana, das sei in Deutschland eben nicht üblich. Doch wie begreiflich machen, dass der gesellschaftliche Frieden in Deutschland zu einem guten Teil darauf beruht, sich gegenseitig in Ruhe zu lassen?

Außerdem gibt es unter Sanas Erlebnissen durchaus welche, die sich mit nichts als Rassismus erklären lassen. Ein paar Tage zuvor habe er sich hier auf die Wiese gesetzt, ein paar Meter von einer Frau entfernt. Die habe ihre Decke genommen und sei von ihm weggerückt. „Ich habe mich so geschämt“, sagt er mehrmals. In Italien, wo er ein Jahr schwarz in einem Restaurant gearbeitet hat, bevor er nach Deutschland kam, seien die Leute noch offener rassistisch gewesen. Auf der Straße hätten sie ihm nicht einmal ins Gesicht gesehen, seine Begrüßung nicht erwidert, einen großen Bogen um ihn gemacht. Hier in Heidelberg sei es immerhin besser als dort, solches Verhalten komme viel seltener vor. Doch er lässt die Schultern weiter hängen, während er das sagt. Eigentlich scheint ihn das im Moment wenig zu trösten.

> „Warum reagieren die Leute denn immer so defensiv?“

Sana fragt mich, wo Deutsche denn Freunde finden. Ich überlege, wo ich meine Freunde denn kennengelernt habe und stelle fest: ziemlich gewöhnlich, meist über die Uni, den *ruprecht* oder meine WGs. Kontexte also, in denen ich meinen Alltag verbringe und in denen man außerdem eine Menge gemeinsam hat. Sana allerdings hat eine solche Alltagsroutine nicht.

Als ich schließlich doch nach Hause gehe, tauschen wir Telefonnummern aus. Ich bin schwer beeindruckt von unserem Gespräch. Sana scheint klug und extrem direkt zu sein. Er hört ziemlich genau zu und wirkt mit seinem blauen Poloshirt und seiner unscheinbaren Frisur irgendwie, als ob er nicht allzu viel Wert darauf legt, cool rüberzukommen. Das ist viel, was ich an anderen Freunden zu schätzen weiß. Warum sollten wir uns also nicht ein wenig näher kennenlernen?

In den kommenden zwei Wochen treffen wir uns einige weitere Male an der Neckarwiese. Ich erfahre, dass er einen Bachelor in BWL hat und dass sein Vater früh verstorben ist. Außerdem, dass er einen Cousin in Hamburg hat und einen gambischen Freund in Stuttgart. Dessen deutsche Freundin habe ihm das Buch zum Deutsch lernen geschenkt. Er schwärmt von ihr und der Beziehung der beiden. Wie sie ihn ihren Eltern vorgestellt hätte, wie sie jetzt sogar zusammengezogen seien. „Sie tut wirklich eine Menge für ihre schwarzen Freunde“, sagt Sana. Wir reden auch ein klein wenig über Politik und die Diktatur in Gambia, über die ich kaum etwas weiß. Aber allzu lang dauert es nie, bis uns die Gesprächsthemen ausgehen.

> Das sei das erste Mal, dass eine Weiße mit ihm in ein Café gegangen sei

Außerdem erzähle ich viel weniger von mir als er von sich. Meine Hausarbeiten, komplizierten Eltern und anderen Erste-Welt-Probleme hören nicht auf, wichtig für mich zu sein, während ich mich mit Sana unterhalte. Aber irgendwie fühlt es sich blöd an, davon zu erzählen. Es fällt mir schwer, mit meinen vielen Privilegien gegenüber ihm umzugehen – ein weiteres Erste-Welt-Problem. Aber bei dem eklatanten Ungleichgewicht unserer Lebensumstände ist es schwer, auf Augenhöhe zu bleiben.

Die meisten meiner Freunde studieren, genau wie ich. Keiner hat sein Leben je auf einer Flucht riskiert, um es an einem anderen Ort vollkommen neu aufzubauen. Meine Freunde haben auch Sorgen, zweifellos. Wenn ich für sie da sein will, dann höre ich ihnen zu, wie sie von kranken Familienmitgliedern und unfairen Chefs erzähle; ich trinke nach einer Trennung viel zu viel Schnaps oder lese Bewerbungen für Praktika Korrektur. Aber meine Freunde müssen keine Angst haben, dass sie demnächst abgeschoben werden. Wenn ich für sie da sein will, muss ich mich nicht mit einer Asylbehörde anlegen, deren Regeln ich nicht verstehe. Nicht alle meine Freunde kommen aus Europa, nicht alle aus der Mittelschicht. Doch sie haben nicht nur Familie und andere Freunde, sondern auch die Fähigkeit, sich in diesem Staat alleine zurechtzufinden. Wenn Ihnen etwas passiert, bin ich nie die einzige Verbündete, auf die sie zählen können.

Irgendwann gehen wir einen Cappuccino im Café Rossi am Bismarckplatz trinken. Ich habe ein schlechtes Gewissen, weil ich ahne, dass wir nicht so gute Freunde werden, wie Sana sich erhofft. Sana hingegen hat blendende Laune. Das sei das erste Mal, dass eine Weiße mit ihm in ein Café gegangen sei – in die Öffentlichkeit, wo einen alle sehen können.

Als uns die Gesprächsthemen mal wieder ausgehen, fängt Sana an, über unsere Bekanntschaft zu reden. Er sagt, dass wir uns ganz oft sehen müssten, dass ich ihm bestimmt immer helfen könne, wenn er Probleme bekäme. Mit mir könne er sicher auch irgendwann Deutsch lernen. Er hält nicht gerade hinterm Berg mit seinen Erwartungen. Nach ein oder zwei Stunden tue ich so, als ob ich noch einen Termin hätte, denn Sana macht den Eindruck, als könne er auch den ganzen Tag mit mir verbringen.

> Ich erzähle viel weniger von mir als er von sich

Nach dem Cappuccino im Rossi treffen Sana und ich uns nicht noch einmal. Es ist schwer zu sagen, ob ich nicht mehr kann oder nicht mehr will, aber ich nehme seine Anrufe nur noch selten an. Irgendwann hört er auf, sich zu melden.

Mittlerweile ist wieder Sommer, ich verbringe wieder viele Spätnachmittage auf den Neckarwiesen. Vor Kurzem spricht mich ein Mann breit lächelnd an. Ob ich kurz auf seine Sachen aufpassen könne, während er schwimmt. Klar. Danach setzt er sich zu mir, stellt sich vor. Ich würde ihn hier gerne beim Namen nennen, aber ehrlich gesagt, habe ich den wieder vergessen. Der Mann fragt mich, wie lange ich schon in Heidelberg bin, erzählt, dass er aus Syrien kommt und von dem Deutschkurs, den er gerade anfängt. Aber es dauert nur eine kurze Weile, bis ich keine Lust mehr auf Smalltalk habe, und schon gar nicht auf die großen Themen. Er ist weiter sehr nett, ich bin zunehmend kurz angebunden.

Als der Mann fragt, ob wir mal irgendwo einen Kaffee trinken und Deutsch üben wollen, denke ich an Sana und daran, dass mir das Gefühl der Verantwortung nach ein paar Treffen zu viel wurde. Ich beschließe, wenigstens ehrlich zu sein und sage ihm, dass ich eigentlich eher keine Lust habe, ihn zu treffen. Er gibt nicht gleich auf. Ich bitte ihn einigermaßen unfreundlich, zu gehen. Er guckt beschämt und steht auf. Ich denke wieder an Sana und seine Demütigung darüber, abgewiesen zu werden.

Auch dieser junge Mensch wollte offensichtlich Leute kennenlernen. Ich hingegen reagierte gereizt darauf, dass jemand gegen die hiesige Konvention verstoßen hatte, nicht einfach auf fremde Leute zuzugehen. Ich wollte meine Feierabend-Stille zurück, wollte weiterlesen. Erst nach einer Weile fällt mir auf, dass ich ausgerechnet „Die feinen Unterschiede“ von Pierre Bourdieu lese – ein linkes Buch über die subtilen Arten der Ausgrenzung, mit denen das Bildungsbürgertum dafür sorgt, dass es unter sich bleibt. Ist das ironisch? Ziemlich. Nur subtil war ich in diesem Fall wohl kaum.

Ein paar Tage später beschließe ich, Sana anzurufen und ihn zu fragen, ob er noch in Heidelberg ist. Es dauert noch ein bisschen, bis ich den Mut dafür aufbringe. Dann finde ich heraus: Seine Handynummer ist nicht mehr aktiv.

Hannah Bley, 23



wollte erst eine aktuelle Reportage über die Neckarweise schreiben. Dann merkte sie, dass sie die interessantesten Gespräche schon geführt hatte

Neuer StuRa gewählt

Die Ergebnisse der Uniwahlen stehen fest. Im StuRa sind die Grünen zurück, die Liste MathPhysTheo schafft es in den Senat

Bei der Wahl des Studierendenrates (StuRa) erreichte die Beteiligung in diesem Jahr einen neuen Höchststand. Mit 16,55 Prozent gaben im Vergleich zur letzten Wahl anderthalb Prozent mehr Wahlberechtigte ihre Stimme ab. Auch im Vergleich mit studentischen Gremien an anderen Universitäten Baden-Württembergs ist die hiesige Wahlbeteiligung als außerordentlich gut zu bewerten. Das Ergebnis kommt insofern überraschend, als der Wahlkampf weitgehend ohne Kontroversen verlief.

Ein Grund für den Anstieg der Wahlbeteiligung liegt vermutlich daran, dass der StuRa deutlich mehr Wahllokale eingerichtet hatte. So konnten die Studenten ihre Stimmen außer in der Neuen Uni, dem Campus Bergheim und dem Theoretikum auch am Psychologischen Institut, dem StuRa-Büro, im Hörsaalgebäude Chemie in Neuenheim, im Kollegiengebäude im Marstall und dem Heidelberg Center of American Studies abgeben. Daneben dürfte auch die Einführung des elektronischen Wählerverzeichnisses zur Erhöhung der Wahlbeteiligung beigetragen haben. Sie ermöglichte den Studenten, ihre Stimme unabhängig von ihrem eigenen Studienort an jedem beliebigen Campus abzugeben. Im alten System war die Wahl nur am Campus des eigenen Instituts möglich.

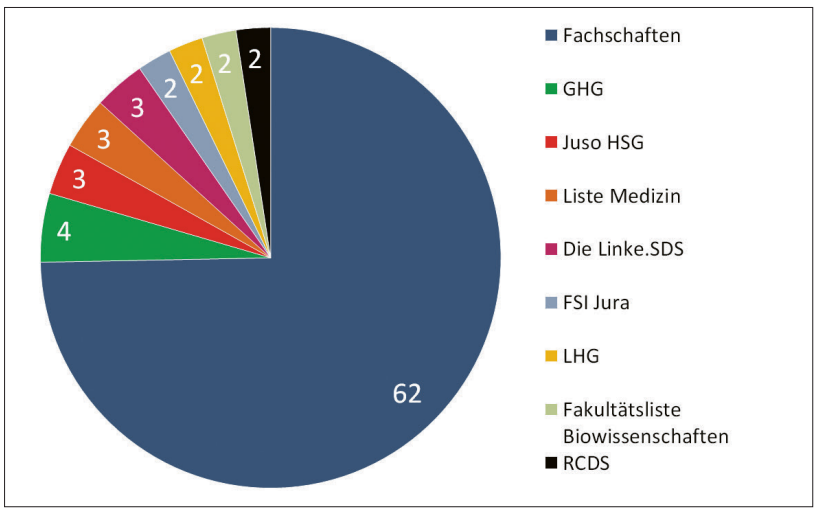
Im nächsten StuRa sind insgesamt acht Listen vertreten. Wieder in den StuRa zurückgekehrt ist die Grüne Hochschulgruppe (GHG). Im letzten Jahr aus Kandidatenmangel nicht mehr angetreten, können sie in der folgenden Legislaturperiode mit vier Sitzen die meisten Listenplätze besetzen. Sowohl die Juso Hochschulgruppe als auch die Linke. SDS können mit drei Sitzen ihr Vorjahresergebnis halten. Die Liste der Medizinstudierenden Heidelberg kann dagegen mit drei Vertretern eine Steigerung um einen Vertreter gegenüber der letzten Legislaturperiode vermelden. Der Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS), die Liberale Hochschulgruppe (LHG), die Fakultätsliste Biowissenschaften und die Fachschaftsinitiative Jura können ihr Vorjahresergebnis von zwei Sitzen halten. An den Kräfteverhältnissen der Hochschulgruppen im StuRa hat sich somit kaum etwas geändert.

Es können somit 21 von 62 möglichen Listenplätzen besetzt werden. Die Zahl der Listenplätze im StuRa steigt mit der Höhe der Wahlbeteiligung. Ab einer Wahlbeteiligung von mindestens 50 Prozent wird die Hälfte der StuRa-Sitze von Listenvertretern besetzt. Während der nächsten Legislaturperiode besteht der StuRa somit zusammen mit weiteren 62 von den Fachschaften entsandten Vertretern aus 83 Personen.

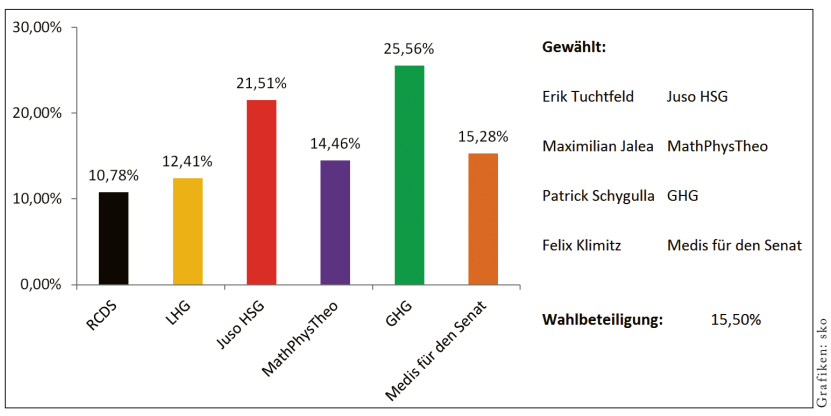
> Die Beteiligung bei der StuRa-Wahl lag bei 16,55 Prozent

Der StuRa ist das zentrale legislative Organ der Verfassten Studierendenschaft (VS). Er verfasst inhaltliche Positionierungen und vergibt Mittel an förderungswürdige studentische Gruppen. Daneben wählt der StuRa die Vorsitzenden der VS und die Referenten.

Neben dem StuRa wurden auch die studentischen Vertreter für Senat und die Fakultätsräte gewählt. Für den Senat erreichten die GHG, die Jusos, Medis für den Senat und die Liste MathPhysTheo jeweils einen Platz. Die GHG verlor dabei gegenüber dem Vorjahr einen von zwei Plätzen, während Medis für den Senat und MathPhysTheo neu in den Senat einzogen. Die LHG verlor ihren Sitz und auch der RCDS schaffte es nicht, genügend Wähler zu überzeugen.



Sitzverteilung im neuen StuRa. Die Wahlbeteiligung lag bei 16,55 Prozent



Grafiken: sko

Stimmenanteile der studentischen Listen für die Senatswahl in Prozent

Die Wahlbeteiligung bei der Senatswahl fiel mit 15,5 Prozent deutlich geringer aus als beim StuRa. Die Maßnahmen des StuRa für seine eigene Wahl scheinen also gewirkt zu haben. Im Rahmen der Senatswahl war sowohl auf eine Ausweitung der Wahllokale wie ein elektronisches Wählerverzeichnis verzichtet worden. Der Senat bestimmt gemeinsam mit dem Rektorat den grundlegenden hochschulpolitischen Kurs der Uni.

Während sich die studentische Besetzung des Senats stark gewandelt hat, ist die Machtverteilung im StuRa nahezu gleich geblieben. Ob in der nächsten Legislaturperiode mehr inhaltliche Impulse aus dem StuRa kommen, bleibt abzuwarten. **(jkb)**

Kommentar

Nicht genug

Mit einer Wahlbeteiligung von 16,55 Prozent konnte der StuRa zum vierten Mal in Folge mehr Studierende an die Urnen bringen. Das ist ein gutes Zeichen für die Legitimierung des Gremiums als Interessenvertretung der Studierenden. Jedoch ist die Steigerung hauptsächlich auf die Verdopplung der Wahllokale zurückzuführen und nicht auf die inhaltliche Arbeit.

Schon der beinahe inexistente Wahlkampf war ein deutliches Zeichen dafür, dass es keine wirklichen Streitthemen zu geben schien. Bis auf die Debatte um die Einführung der neuen Studiengebühren wurde nämlich so gut wie nicht inhaltlich gearbeitet. Die äußeren Umstände machten dies zugegeben schwer. Die Suche nach Kandidierenden für den Vorsitz, das Finanzreferat und die Sitzungsleitung beschäftigten den StuRa beinahe das ganze Jahr. Auch der Skandal um die ehemalige weibliche Vorsitzende und dessen Aufarbeitung nahmen einen großen Platz ein. Trotz der zugegeben widrigen Umstände wäre jedoch mehr inhaltliche Arbeit für die Studierenden absolut möglich gewesen.

Sicherlich waren die Steigerung der Wahllokale, die Einführung eines elektronischen Wählerverzeichnisses und des Studi-O-Mat gute Maßnahmen, um vielen Studierenden den StuRa näher zu bringen. Um das geweckte Interesse zu vertiefen und noch mehr Studierende für die Arbeit der Studierendenvertretung zu begeistern, muss die Öffentlichkeitsarbeit im nächsten Jahr weiter ausgebaut und Konkretes für die Studierenden getan werden.

So kann bei der nächsten Wahl die Beteiligung nicht nur steigen, sondern auch die Akzeptanz des Gremiums unter den Studierenden. Im besten Fall würde es sogar mehr Personen dazu bewegen, sich dort zu engagieren.

Von Esther Lehnardt

„Masterplan“ für das Feld

Stadt, Uni und Land wollen den weiteren Ausbau des Neuenheimer Felds voranbringen. Doch es kommt immer wieder zu Konflikten

Im Jahr 1961 erblickten zwei Schwergewichte der Heidelberger Stadtgeschichte die Welt: Während in einem unbekannten Krankenhaus ein kleiner Junge namens Eckart Würzner seine ersten Atemzüge tat, setzten die Heidelberger Stadtväter einen neuen Bebauungsplan für das Neuenheimer Feld in Kraft. Heute kreuzen sich ihre Wege wieder. Denn während ersterer in voller Blüte steht, geht es dem betagten Bebauungsplan an den Kragen. Schon seit längerem sind die im Plan von 1961 vorgesehenen Flächen verbaut. Um weitere Gebäude hinzufügen zu können, muss das Baurechtsamt jedes mal eine Befreiung erteilen.

Eine Situation, die die Stadt nicht länger hinnehmen will. Ein neuer „Masterplan“ soll nun entstehen, in dem die grundlegenden Linien für die zukünftige Entwicklung des Neuenheimer Feldes festgelegt werden sollen. Insbesondere die Wettbewerbschance der Universität soll weiter ausgebaut werden. Dafür soll die Verkehrssituation im Neuenheimer Feld entspannt und eine neue Brücke zwischen Wieblingen und dem Neuenheimer Campus errichtet werden.



Foto: nni

Hart umkämpft: Die Bebauung im Neuenheimer Feld

Um die Verhandlungen auf den Weg zu bringen, wird seit einiger Zeit über eine Rahmenvereinbarung zwischen den drei Hauptakteuren Stadt, Land und Uni beraten. Einen ersten gemeinsamen Entwurf präsentierte Eckart Würzner zusammen mit Rektor Eitel im Mai dieses Jahres. Protest gegen den Vorschlag regte sich vor allem bei den Stadtteilen. So befürchteten viele Wieblinger eine drohende Verkehrsflut. In Handschuhsheim regte sich Widerstand gegen eine Ausdehnung des Neuenheimer Felds über den Klausenpfad hinaus.

Die entstehende Krise versuchte vergangenen Mittwoch Landeswissenschaftsministerin Theresia Bauer, mit einer eigenen Stellungnahme aufzulösen. Sie schlug vor, die Verantwortlichkeit auf das Wissenschafts- und Finanzministerium aufzuteilen. Dagegen protestierte auch Würzner. Er scheint eine neuerliche Auseinandersetzung mit der Universität zu scheuen. Der letztjährige Versuch, eine neue Bahnstrecke im Neuenheimer Feld gegen die Universität durchzusetzen, war schließlich vor dem Verwaltungsgerichtshof gescheitert.

Aus diesem Grund setzte Würzner auf der letzten Sitzung mit den Fraktionsvorsitzenden des Gemeinderates durch, dass die Rahmenvereinbarung neben Bauer und ihrer Staatssekretärin auch von Unirektor Eitel unterzeichnet werden muss. So soll die Uni auf eine Zusammenarbeit verpflichtet werden. Auf die Sorgen der Stadtteile ging Würzner zumindest teilweise ein. So soll zumindest der weitere Ausbau auf dem Neuenheimer Feld während den Hauptverhandlungen zur Diskussion gestellt werden.

Bevor die Rahmenvereinbarung unterzeichnet und die Verhandlungen für den „Masterplan“ begonnen werden können, muss nun noch der Gemeinderat dem bisherigen Stand zustimmen. Sollte dieser noch einmal deutliche Veränderungen vornehmen, muss auch der Senat ein weiteres Mal befragt werden. Bis die wirklichen Verhandlungen beginnen, kann es also noch eine Weile dauern. **(jkb)**

ANZEIGE



Jura-Abschluss neu denken

Die Vorbereitung auf das juristische Staatsexamen ist für viele Studierende eine hohe Belastung. Scheitern heißt, völlig umsonst studiert zu haben

Von Elif-Sema Dabazoğlu

Alle Jurastudierenden bekommen es früher oder später einmal mit ihr zutun: Der Angst vor dem Examen. Anders als in den Bachelor- und Master-Studiengängen hängt die Zukunft von Juristen nämlich von sechs Examensklausuren ab. Diese werden innerhalb von zwei Wochen geschrieben. Besteht man sie nicht, waren viereinhalb Jahre Studium, eine nervenaufreibende Examensvorbereitung und jede Menge finanzieller Aufwand umsonst. Kein Wunder, dass eine ganze Branche von der Angst vor dem Durchfallen leben kann. Im Jahr der Examensvorbereitung zahlen sehr viele Studierende ordentliche Summen an private Repetitorien, um sich hinreichend auf das Examen vorzubereiten. Muss das Staatsexamen also abgeschafft werden?

Die Vorbereitung kann extrem teuer werden: Repetitorien, Gesetzestexte, Lehrbücher, all das kostet. 150-200 Euro pro Monat geben Jurastudierende in den letzten ein bis zwei Jahren ihres Studiums beispielsweise für private Repetitorien aus, in denen ihnen der Stoff der letzten drei Jahre noch einmal erklärt wird. Auch wenn immer mehr Studierende das kostenlose Angebot zur Wiederholung des Stoffes der juristischen Fakultät in Heidelberg nutzen, bevorzugt die Mehrheit dennoch kommerzielle Repetitorien. Hinzu kommen die Kosten in Höhe von ungefähr 800 Euro für die gängigsten Gesetzessammlungen Schönfelder und Sartorius. Rechnet man die Kosten für den Semesterbeitrag, Lernmaterialien, die Examensvorbereitung und monatliche Lebenskosten zusammen ergibt dies ungefähr 60 000 Euro für das ganze Studium.

Zur finanziellen Last kommt der erhebliche psychische Druck durch die eng getakteten Klausuren. Kein Wunder also, dass die Examensvorbereitungsphase zu einer mentalen Belastungsprobe geprägt von Stress und Versagensängsten wird. Besonders typisch für Jura-Studierende seien laut Frank Hoffmann, leitendem Psychologen der Psychosozialen Beratungsstelle für Studierende, Erschöpfungszustände durch das hohe Lernpensum über eine lange Zeit. „Druck entsteht manchmal nicht nur durch die Angst vor dem Examen selbst, sondern auch durch die Angst, die Schwelle zum Prädikatsexamen nicht überschreiten zu können“, erklärt er.

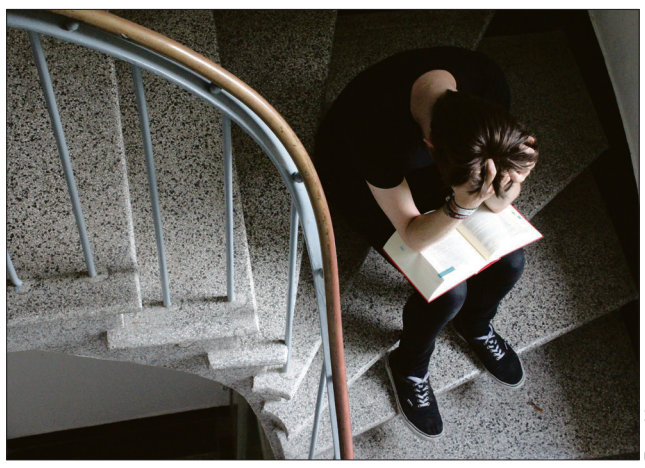


Foto: hlp

Viele Jurastudenten geraten in der Vorbereitung unter Druck

Muss das Studium also auf das Bachelor-Master-System umgestellt werden? Dies wäre nicht so einfach, denn die deutsche Juristenausbildung zielt darauf ab, Studierende zu Einheitsjuristen auszubilden und zum Richteramt zu befähigen. Richter, Anwälte und Staatsanwälte haben die gleiche Ausbildung durchlaufen, sie können sich auf Augenhöhe begegnen und sollten sich nach den beiden Examen in allen Rechtsgebieten auskennen. Ein Bachelor würde hingegen auf eine Spezialisierung bereits im Studium hinauslaufen und würde an der Idee des Einheitsjuristen vorbeigehen. Da das Studium in Deutschland mit dem Staatsexamen abgeschlossen wird, muss die Qualität der Juristenausbildung nicht noch einmal vor dem Berufseinstieg geprüft werden. Es besteht nicht die Erfordernis einer speziellen Justizeingangsprüfung oder einer Anwaltskammerprüfung ,wie es beispielsweise in den USA oder Großbritannien, der Fall ist. „Wer dies ändern möchte, gibt nicht nur das Examen auf, sondern 150 Jahre deutsche Juristerei“, erläutert Jan Seidel, Mitarbeiter am Lehrstuhl für öffentliches Recht in Heidelberg.

Aus diesen Gründen halten auch die Professoren strikt am Staatsexamen fest. Thomas Lobinger, Dekan der juristischen Fakultät in Heidelberg, ist der Ansicht, das Staatsexamen müsse bleiben: „Natürlich ist das Staatsexamen anspruchsvoll, weil es nur diese eine große Prüfung am Schluss gibt. Weg vom Staatsexamen zu gehen, würde aber gleichzeitig eine Senkung der Qualität bedeuten“, erläutert er, „die Ansprüche sollten aber auf keinen Fall gesenkt werden.“

> Das Examen wird zu einer mentalen Belastungsprobe

Das völlige Abschaffen des Staatsexamens fordern auch die wenigsten Studierenden. Der Fachschaftsrat der juristischen Fakultät Heidelberg möchte stattdessen, dass allen Studierenden, welche die für das Examen erforderlichen Studienleistungen erbracht und nur noch die Examensvorbereitung vor sich haben, als Übergang ein in das Studium integrierter Bachelor-Abschluss gegeben wird. Wichtig ist dies für die Studierenden vor allem, um die Angst vor dem Examen zu mildern. Durch einen Bachelor hätten sie die Möglichkeit, trotzdem in das Berufsleben einzusteigen oder aber einen Master in einem anderen Fach zu absolvieren, wenn sie durch das Examen fallen sollten.

Jura auf Bachelor zu studieren ist schon jetzt, meist kostenpflichtig, an privaten Hochschulen möglich. Diese Studiengänge sind in der Regel auf Wirtschaftsrecht spezialisiert und ermöglichen es ihren Absolventen nicht, Berufe wie Anwalt, Staatsanwalt oder Richter zu ergreifen. Stattdessen können sie in Rechtsabteilungen von Unternehmen arbeiten. Dort sind sie sehr gefragt, weil sie für die Unternehmen günstigere Arbeitskräfte sind als Volljuristen. Denn im Gegensatz zu ihnen können Bachelor-Absolventen nicht einfach als Anwälte weiterarbeiten, wenn ihre Bezahlung nicht stimmt.



Foto: sko

Auch die Freizeit wird von den Gesetzestexten bestimmt

Seidel sieht dennoch viele Vorteile in der Einführung eines in das Studium integrierten Bachelors. „Würden die Leistungen während des Studiums in eine Bachelornote zählen, könnte dies den Studierenden einen psychologischen Anreiz geben, sich bereits während des Studiums um gute Noten zu bemühen und sich so schon früher auf das Examen vorzubereiten“, erläutert er. Weil die Klausurnoten während des Studiums nicht in die Examensnote zählen, gäben sich Studierende tendenziell weniger Mühe bei der Vorbereitung auf diese. Die Einführung eines in das Studium integrierten Übergangsbachelors wäre durch eine Universitätssatzung möglich und würde nicht gegen die staatlichen Vorgaben zur Juristenausbildung verstoßen.

> Ein Übergangsbachelor könnte die Angst mildern

Aber auch dieser Vorschlag stößt seitens der Professoren auf Widerstand. Hauptkritikpunkt ist hierbei, dass dies die Tore für Bologna öffnen würde. Kritisiert wird aber auch, dass ein Bachelor ein berufsqualifizierender Abschluss sei, ein Jura-Bachelor aber lediglich ein „Trostpreis“ und nicht hinreichend qualifizierend zur Ausübung eines Berufes. Das jetzige System und das Staatsexamen hingegen hätten sich bewährt. „Unser System ist zwar hart, allerdings sind deutsche Juristen, insbesondere im internationalen Vergleich, überdurchschnittlich gut“, erläutert Thomas Lobinger, „Das Lernverhalten von Studierenden, die sich auf das Staatsexamen vorbereitet haben, unterscheidet sich stark von Bachelor-Juristen, es ist deutlich methodenorientierter.“

Mit einer Einführung des Bachelors ist an der Traditionsuniversität Heidelberg in absehbarer Zeit also nicht zu rechnen. Viele andere Fakultäten in Deutschland wie beispielsweise die Universität Potsdam haben einen solchen allerdings schon eingeführt.

„Das jetzige System hat sich bereits so fest etabliert, dass es nicht sehr wahrscheinlich ist, dass es sich ändert“, erklärt die Sprecherin des Fachschaftsrats Jura, Inken Huschke. „Außerdem ist es aufgrund der speziellen Struktur des Studiums an unserer Universität schwerer, einen Bachelor-Abschluss einzuführen als an anderen Fakultäten in Deutschland.“ Dies liegt daran, dass an der Universität Heidelberg im Vergleich zu vielen anderen Fakultäten weniger Klausuren geschrieben werden, die in ECTS- Punkte umgerechnet werden könnten.

Einzig im Bereich des Schwerpunktes sind Reformen in Aussicht. Diese würden das Staatsexamen jedoch noch mehr gewichten als bisher. Der Jura-Abschluss setzt sich zu 70 Prozent aus der Note des Examens und zu 30 Prozent aus dem universitären Schwerpunktbereich zusammen. Im universitären Teil wählen die Studierenden ein spezielles Rechtsgebiet, mit welchem sie sich außerhalb des Pflichtstoffes auseinandersetzen. Auffällig ist hierbei, dass die Noten des universitären Teils deutlich besser ausfallen als die der staatlichen Examensklausuren. Die Noten schwanken auch je nach dem gewählten Schwerpunkt und der Universität. Deshalb rechnen Arbeitgeber den universitären Teil regelmäßig aus der Note heraus und bewerten ihre Bewerber nur nach der staatlichen Prüfung. Um auf diese Uneinheitlichkeit zu reagieren, hat im November 2016 die Justizministerkonferenz einen Beschluss zur Reform des Jurastudiums abgesegnet. Demnach soll der universitäre Teil nur noch 20 Prozent der Note des ganzen Abschlusses ausmachen.

Ein Umstand, den Studierende stark kritisieren, denn sie finden den Schwerpunktbereich sehr wichtig. „Nur im Schwerpunktbereich kann man sich unabhängig vom Pflichtstoff freiwillig mit Themen beschäftigen, die einen interessieren“, findet Studentin Indra Blanke. Der Bundesverband rechtswissenschaftlicher Fachschaften spricht sich deshalb ebenfalls gegen eine Reduktion des Schwerpunktbereichs aus. Auch Lobinger findet den Schwerpunktbereich erhaltungswürdig. Die fehlende Vergleichbarkeit der Noten sieht aber auch er als ein großes Problem an. Statt den Schwerpunktbereich und das Examen zusammenzuzählen, müsse man seiner Ansicht nach zwei Einzelnoten für das Examen und den Schwerpunktbereich vergeben. Wann die Reformen im Schwerpunktbereich umgesetzt werden, ist noch unklar. Mit einer Änderung der Struktur des Staatsexamens und somit einer Entlastung der Studierenden ist aber zunächst nicht zu rechnen. Denn bei der Diskussion um die Reform des Staatsexamens stehen sich zwei Fronten unversöhnlich gegenüber. Während die einen eine komplette Umstellung auf das Bachelor-Master-System fordern, möchten andere sogar zu dem Studienmodell der Neunzigerjahre zurückkehren. Die erste Möglichkeit ignoriert die deutsche Rechtstradition, letztere allerdings die Bedürfnisse der Studierenden.

Hochschule in Kürze



Foto: php

Raddemo verboten
Die für Sonntag, den 25. Juni, geplante Fahrraddemo über die Autobahn 656 von Heidelberg nach Mannheim musste abgesagt werden. Das Referat für Ökologie und Nachhaltigkeit des Studierendenrat (StuRa) wollte gemeinsam mit dem ADFC Rhein-Neckar/ Heidelberg mit dieser Aktion für einen Fahrradschnellweg in der Region Rhein-Neckar demonstrieren. Die Stadt Heidelberg untersagte die Demo aufgrund eines zu hohen Sicherheitsrisikos. Daraufhin reichte der StuRa Klage beim Verwaltungsgericht ein. Nachdem diese abgewiesen wurde, reichte man dagegen Beschwerde beim Verwaltungsgerichtshof Mannheim ein. Allerdings blieb auch diese Beschwerde ohne Erfolg. Die Organisatoren waren an dem geplanten Termin dennoch vor Ort und luden diejenigen, die von der Absage nichts mitbekommen hatten, auf eine Radtour nach Mannheim über die Landstraße ein. **(mal)**

Studigebühren für NRW geplant
Durch eine Studiengebühr für Nicht-EU-Ausländer soll zukünftig auch in Nordrhein-Westfalen für zusätzliche Einnahmen gesorgt werden. Die Koalition aus CDU und FDP einigte sich auf eine Höhe von 1500 Euro pro Semester. So sollen auf mittlere Sicht bis zu 100 Millionen Euro pro Jahr eingenommen werden. Dieses Geld soll den Hochschulen des Landes zugutekommen. Als Vorbild für diesen Plan dient Baden-Württemberg. Hier müssen Nicht-EU-Ausländer bereits ab dem kommenden Wintersemster eine Gebühr von ebenfalls 1500 Euro entrichten. Wie in Baden-Württemberg sind allerdings auch in NRW Ausnahmeregelungen geplant, beispielsweise für Flüchtlinge und Erasmus-Studenten. **(mal)**

Studie zu Studienabbrechern
Fast jeder dritte Bachelor-Studierende in Deutschland bricht sein Studium ab. Zu diesem Ergebnis kommt eine neue Studie im Auftrag des Landes Baden-Württemberg, die von Wissenschaftsministerin Theresia Bauer (Grüne) vorgestellt wurde. Deutschlandweit brechen rund 29 Prozent aller Studierenden ihren Bachelor meist schon in den ersten Semestern ab, in Baden-Württemberg sind es 18 Prozent. Dennoch: „Dieser Schwund ist zu hoch“, so Bauer. Die Studie untersucht speziell für Baden-Württemberg auch erstmals die Motive für den Studienabbruch. Dazu gehören insbesondere Leistungsprobleme aufgrund mangelnder fachlicher Voraussetzungen, wobei Studierende mit einem regulären Abitur und guten Mathematiknoten deutlich seltener ihre Entscheidung korrigieren. Ebenso spielt die soziale Herkunft eine starke Rolle, denn Kinder aus Akademikerfamilien brechen ebenfalls seltener ihr Studium ab. Dagegen spielt die persönliche Finanzsituation laut der Studie keine große Rolle. **(sko)**

BAföG better have my money

Laut Deutschem Studentenwerk werden Studierende finanziell nicht ausreichend gefördert. Schuld ist ein System, das nicht der Lebenswirklichkeit entspricht

Von Sonali Beher

Wir müssen uns den Studierenden als einen reichen Menschen vorstellen. Anders kann die Überschrift „Der Durchschnittsstudent hat 918 Euro im Monat“ der *FAZ* vom 27. Juni nicht verstanden werden. Ihr Anlass ist die im Juni erschienene Studie des Deutschen Studentenwerks (DSW), welche die finanzielle Situation deutscher Studierender im vergangenen Jahr beleuchtet. Anders als die Überschrift vermuten lässt, zieht die Studie jedoch kritische Bilanz: Das studentische Leben ist demnach mit einem hohen finanziellen Druck verbunden, nicht zuletzt durch eine staatliche Unterfinanzierung.

Denn obwohl vier von fünf der Geförderten angeben, dass sie ohne ihren monatlichen BAföG-Satz keine Hochschule oder Universität besuchen könnten, ist die Erwerbstätigkeit unter Studierenden um 6 Prozent auf 68 Prozent gestiegen; das Taschengeld der Eltern hat sich mit 209 Euro in den letzten vier Jahren um 7 Prozent erhöht. Einkommen folgt aus Eigenerwirtschaftung: „Die Bundesregierung muss den studentischen Bedarf empirisch ermitteln“, fordert Bernhard Börsel, Betreuer des Projekts am DSW. „Der Begriff ‚Durchschnittsstudent‘ ist pauschalisierend und eindimensional gedacht. Studierende waren wahrscheinlich nie eine homogene Gruppe.“

Es sind Zahlen, die das BAföG als ein Unterstützungssystem entlarven, das oft realitätsfern arbeitet: Und so wird der Master-Student nicht gefördert, wenn er bei Antritt seines Studiums älter als 35 Jahre ist. „Die BAföG-Regulierungen sind auf ein ganz bestimmtes Studienbild zugeschnitten“, meint Rainald Manthe, Co-Autor der bildungskritischen Anthologie „Was bildet ihr uns ein?“. „Wer es sich nicht leisten kann, zu studieren, geht eher einen Weg, der schneller Geld verspricht als Interessen erfüllt.“

Es ist das Bild eines 18-jährigen Max Mustermanns, der sein Studium in Regelstudienzeit absolviert. Max hat Glück, aus einem akademischen Haushalt zu kommen: Ein Studium, das über die Regelstudienzeit hinausgeht, wird nur in Ausnahmefällen gefördert.

Es ist ein Max, der einen begehrten Platz im Wohnheim ergattern konnte – und das in einer Kleinstadt. Denn mit 250 Euro ist auch die Wohnbedarfspauschale fernab von jeder Lebensrealität: Da dieser Betrag bundesweit standardisiert ist, steht dem Münchener Studierenden auf seiner Wohnungssuche damit genauso viel zur Verfügung wie dem Studierenden aus Siegen.

> „Ich hatte panische Angst, dass mir das Geld gekürzt wird“

Paradoxerweise kommt es Max auch zu Gute, dass er aus einem finanziell stabilen Haushalt kommt: Verschuldet sollten seine Eltern nämlich nicht sein, der BAföG-Satz rechnet nur mit ihrem positiven Einkommen – Kredite oder Schulden werden vom Amt nicht berücksichtigt. Wenn Studierende aufgrund dieser Notlagen keinen Unterhalt erhalten, können sie zwar eine Vorausleistung vom Amt beantragen, riskieren so jedoch auch, dass ihre Eltern juristisch belangt werden. „Meine Eltern gaben mir so viel, wie es ging“, erklärt eine Mainzer Studentin der *ZeitCampus*. „Ich hätte es moralisch verwerflich gefunden, sie dafür anzuklagen, dass sie mich nicht noch mehr unterstützt haben.“



Foto: php

Kein Geld in der Tasche: Das BAföG ist zu niedrig

Da Max auch ein Mensch ist, der nie zweifelt, zieht er keinen Studienfachwechsel in Betracht: Falls dieser im vierten Semester stattfindet, kann eine weitere Förderung auch nur in Ausnahmefällen bewilligt werden. Er muss also einfach darauf hoffen, dass er bis zu seinem 20. Geburtstag jene Entscheidungen richtig getroffen hat, die den Rest seines Lebens beeinflussen könnten: Also entscheide weise, Max – oder fang zumindest schon mal an zu sparen.

Marie Fischer*, Anglistik-Studentin aus Heidelberg, ist kein Max: In ihrem BAföG-Satz werden Beträge einkalkuliert, die nur theoretisch vorhanden sind; im Monat werden ihr rund 400 Euro gewährt. Durch die günstige Miete im Wohnheim bleiben ihr noch 200 Euro. „Wenn die Semestergebühren fällig sind, sieht es für den Rest des Monats nicht mehr so gut aus“, sagt Fischer. Ein Nebenjob ist unausweichlich, das Einhalten der Regelstudienzeit gestaltet sich dadurch immer schwieriger: „Durch meine Jobs fallen zwei Tage in der Woche weg, an denen ich Kurse belegen könnte.“ Andere Einkommensquellen hat Fischer nicht.

Der Psychosozialen Beratungsstelle zufolge geben 17 Prozent ihrer Patienten an, durch finanzielle Probleme deutlich belastet zu sein. Fischer kann das nachvollziehen: „Nach meinem Fachwechsel hatte ich panische Angst, dass mir das Geld gekürzt wird.“ Fischer ist kein Mustermann und doch bestätigt sie ein Muster: Sie ist ein Regelfall, den die Bundesregierung ignoriert.

Und so steckt sie in einem System, das unter dem Deckel der Bildungsoffenheit steht und doch nach Wirtschaftlichkeit beurteilt; ein System, das Studenten nur als Zahlen wahrnimmt und äußere Umstände außer Acht lässt. Janek Heß, Vorstandsmitglied des „freien zusammenschluss von studentInnenschaften“ fordert eine Erhöhung des Satzes um mindestens 6,5 Prozent: Es wäre zumindest ein Schritt in die richtige Richtung, „denn irgendwann zweifelt man daran, ob das Studium den ganzen Stress überhaupt wert ist“, sagt Fischer.

Eine Stellungnahme zu den Ergebnissen der DSW-Studie erachtet das Bundesministerium für Bildung und Forschung auf Anfrage des *ruprecht* als „nicht zielführend“. Eine offizielle Mitteilung ist noch dieses Jahr geplant. Ein kleiner Tipp, der das Formulieren erleichtern könnte: Sie müssen sich den Studierenden als einen echten Menschen vorstellen.

**Name von der Redaktion geändert*

Die Studie findet ihr online unter:

www.studentenwerke.de

Ohne Noten besser studieren?

Ein Antrag im StuRa fordert die Abschaffung von Noten an der Universität. Die Idee ist umstritten

Uni ohne Noten? Was der Traum vieler Studierenden in der Prüfungszeit ist, wird nun im Studierendenrat (StuRa) kontrovers diskutiert. Eva Gruse und Tenko Glenn Bauer vom Außenreferat brachten einen Antrag zur Grundsatzpositionierung für die Abschaffung von Notengebung an der Universität in das Gremium ein.

„Noten haben keine konstruktive Rückmeldefunktion“: Mit diesem Satz wird der Antrag eingeleitet. Für den individuellen Lernfortschritt sei eben nicht eine Zahl, sondern ausführliches, schriftliches Feedback erforderlich. Ebenfalls problematisch sei es, wenn Studierende durch Noten so unter Druck gesetzt werden, dass mehr für die Noten als aus persönlichem Interesse gelernt werde. Außerdem wird hervorgehoben, dass durch Noten die „soziale Auslese“ weiter vorangetrieben werde.

> Für Lernfortschritt reicht eben nicht nur eine Zahl

Die Diskussion um die Abschaffung der Noten scheint sich besonders an dem Punkt der Umsetzbarkeit aufzuhängen: Noten abschaffen – was dann? Zweifel wurden in der sehr kontroversen Debatte im StuRa an verschiedenen Ebenen angebracht.

Grundlegende Kritik wird laut in Bezug darauf, ob Studierende tatsächlich Noten abgeschafft sehen wollen. So seien sie eine Orientierungshilfe für die erbrachten Leistungen. Sollte es zur Abschaffung kommen, wie sollte man die Dozierenden dann dazu bringen, aussagekräftige und vor allem individuelle Bewertungen zu formulieren? Diese sehr zeitintensive Arbeit kann im Moment aufgrund des Verhältnisses Lehrende – Lernende kaum gestemmt werden. Doch hier keimt auch die Hoffnung, dass durch Umschmeißen des alten Bewertungssystems dieses Verhältnis verändert werden könnte.

Denkbar wäre auch, in einem ersten Schritt nur bei großen Vorlesungen, in denen individuelles Feedback ohnehin nicht sinnvoll ist, lediglich in „bestanden“ und „nicht bestanden“ zu unterscheiden. Dies könnte den Notendruck erheblich reduzieren und dadurch Studierenden mehr Freiheit für extracurriculäre Aktivitäten geben.

Ein weiterer Punkt, der viel Diskussionsstoff bereitet, ist inwiefern eine Benotung für Studierende am späteren Arbeitsmarkt notwendig ist: Petra Kuhn vom Hochschulteam der Agentur für Arbeit bestätigte, dass Noten in Bewerbungsverfahren oftmals als erste Auswahlstufe genutzt werden. „Noten sind ein klar nachvollziehbares Kriterium in der Auswahl leistungsbereiter und -williger Arbeitnehmer“, so Kuhn. Natürlich werde in einem zweiten Schritt die Motivation der Bewerber, ihre Zusatzqualifikation und ehrenamtliches Engagement geprüft, wie auch die Pressestelle der SAP bestätigte. Für Frau Kuhn ist ein Bewerbungsprozess ohne Noten denkbar, jedoch nur mit einem Mehraufwand der Unternehmen, die diesen möglicherweise nicht tragen möchten. Auch weist sie darauf hin, dass die Arbeitssuche im Ausland ohne Abschlussnote erheblich schwerer sein könnte.

Eine kontroverse Diskussion ist genau das, was sich Tenko und Eva mit dem Antrag erhofft haben. Die Notwendigkeit der Noten im aktuellen System möchten sie nicht abstreiten. Vielmehr ist es ihnen wichtig, den Diskurs in die Richtung zu lenken, ob Noten nicht grundsätzlich mehr Schaden anrichten als sie Nutzen haben. **(ibi)**

ANZEIGE





Vom Hörsaal in den Bundestag

Dennis Nusser studiert in Heidelberg und ist Direktkandidat für die FDP bei der Bundestagswahl. Warum der 20-Jährige Rentenpolitik machen will



Foto: Johannes Zabel

Dennis Nusser will im September für die FDP in den Bundestag einziehen

Dennis Nusser (20) studiert American Studies an der Uni Heidelberg und kandidiert für die FDP als Direktkandidat für den nächsten Bundestag, der im September gewählt wird.

Du bist als 20-jähriger Student Direktkandidat für die FDP in Heidelberg. Wie kam es dazu?

Ich bin 2013 nach der Bundestagwahl in die FDP eingetreten. Ich bin liberal und ein ganzheitlicher Liberalismus hat mir in der alten FDP ein bisschen gefehlt. Wenn ich aber will, dass es eine Partei gibt, die meine Interessen vertritt und eben auch für diesen Liberalismus auftritt, dann muss ich selbst mitmachen.

Und wie wurdest du dann Kandidat?

Wir hatten eine Weile gesucht und zuerst niemanden gefunden, der sich bereit erklärt hat. Es ist nun doch eine sehr brotlose Kunst. Also dachte ich mir, ich kann meiner Partei nur das Angebot machen, dass ich das übernehme. So bin ich Kandidat geworden.

Gab es keine Bedenken, dass du Student bist?

Klar, die Frage: „Ist man nicht zu unerfahren?“ kommt immer. Aber was ich an Erfahrung nicht habe, kann ich an neuen Ideen einbringen. Als Student ist man an einigen Themen – wie zum Beispiel der Hochschulpolitik – viel näher dran als andere.

Und doch setzt du einen großen Fokus auf Rentenpolitik. Ein Thema, welches nicht gerade studentennah ist.

Ich glaube, gerade wir Jungen müssen heute schon darauf achten, dass wir von der Rente auch noch was bekommen. Das Rentensystem fährt seit Jahren immer weiter gegen die Wand. Was ich sehe ist, dass keine Partei außer uns darüber redet oder es aufbringt.

Nützt das Thema Rentenpolitik also dem Wähler, der dich wählen würde, weil er auch Studierender ist?

Im Moment sind wir alle Studenten, in fünf oder zehn Jahren arbeiten wir aber. Die Belastungen durch Steuern und Sozialabgaben sind für den Durchschnittsverdiener in Deutschland jetzt schon sehr hoch. Wenn man die Rentenpolitik so weiterfährt und die Rücklagen aufbraucht, werden sie noch höher. Das Ziel der Politik sollte sein, es heute so gut wie möglich zu machen und für die nächste Generation noch besser. Das sehe ich gerade nicht.

Als FDP-Direktkandidat hast du dennoch eher geringe Chancen, in Heidelberg gewählt zu werden.

Das stimmt, und auch mein 21. Platz auf der Landesliste ist sehr optimistisch. Allerdings sind diese Positionen nicht der Grund, weshalb ich kandidiere. Natürlich ist es mein Ziel, in den Bundestag zu kommen und die Politik zu vertreten, die ich vertreten sehen will. Aber gleichzeitig ist es für mich wichtig, auf dem Podium in Heidelberg zu sitzen und anderen Kandidaten Kontra geben zu können.

Trotz „brotloser Kunst“ – nehmen wir mal an, du würdest es doch in den Bundestag schaffen: Was würde sich an deinem studentischen Leben ändern?

Mein Studium wäre definitiv erschwert *(lacht)*. Das will ich gar nicht abstreiten, ich müsste es stark reduzieren und über viele Semester verteilt irgendwie zum Bachelor schaffen – neben den 22 Sitzungswochen in Berlin ist man ja auch sehr viel innerhalb des Wahlkreises unterwegs.

Merkst du den Stress jetzt schon?

Definitiv. Durch die Bundestagskandidatur habe ich dieses Semester einige Veranstaltungen weggelassen und es auf ein Seminar und zwei Sitzscheine reduziert. Aber das gehört dazu: Wenn man es macht, sollte man es richtig machen. Und als Student habe ich da einen zeitlichen Vorteil im Gegensatz zu jemandem, der 60 Stunden in der Woche arbeitet.

In ein paar Monaten wird dein Gesicht in Plakatgröße überall in Heidelberg zu sehen sein. Wie reagieren deine Kommilitonen und Dozenten auf deine politische Karriere?

Bisher waren alle sehr unterstützend – es gab niemanden, der gesagt hat: „Mach dein Studium, Bub!“ – außer vielleicht meine Mutter *(lacht)*. Auch von Dozenten habe ich viel Rücksicht beim Verschieben von Hausarbeiten erfahren. Daneben sind die meisten meiner Freunde keine FDP-Wähler oder FDP-affin. Selbstverständlich kenne ich deutschlandweit sehr viele Leute, die parteinah oder -zugehörig sind und da besteht schnell die Gefahr, dass man in seiner „Bubble“ bleibt. Da freut es mich manchmal also auch, nicht über Politik reden zu müssen.

Was sagst du anderen Studenten, die sich weniger politisch engagieren?

Gerade wir jungen Menschen haben eine Verantwortung, denn sonst regieren andere über uns. Mein Appell ist also, dass man sich die Parteien einfach mal anschaut – es muss nicht zwangsläufig die FDP sein, auch wenn ich mich darüber natürlich freuen würde.

Bleibt denn neben deinem politischen Engagement und Studium noch Zeit einfach mal zu entspannen?

Es variiert. Aber ich kann schon behaupten, dass ich das letzte halbe Jahr permanent auf Achse war – letzte Woche war ich in Übigau und hätte auch in Berlin sein müssen, gestern war ich in Stuttgart, und die nächsten Wochen bin ich in Leipzig, Frankfurt und Hamburg. Wenn man dann abends um 11 Uhr nach Hause kommt, bleibt man bis zwei oder drei Uhr noch am Rechner, um Mails zu beantworten. Aber es lohnt sich, es macht Spaß – und wenn ich währenddessen noch eine Anglo-Party mitnehmen kann, dann mache ich das auch.

Das Gespräch führten Sonali Beher und Esther Lehnardt.

Andächtig studieren

Religion ist an einer säkulären Uni eher ein Randphänomen. Dennoch gibt es Studierende, denen ihr Glaube wichtig ist. Für sie bedeutet das oft Diskriminierung, aber auch Halt im Alltag

Kirchgang, Beten oder Fasten hat im Tagesplan der meisten Studierenden keinen festen Platz. Kommilitoninnen und Kommilitonen, die das tun, werden von ihren Mitstudierenden oft etwas seltsam beäugt. Religiöse Studierende erleben Neugier, Befremden und manchmal Ablehnung. Rund ein Drittel aller christlichen Studierenden glaubt laut der Shell-Studie an Gott, bei den muslimischen Studierenden sind es über 80 Prozent.

Anna Alvi gehört dazu. Für ihren Master in Religionswissenschaft kam sie nach Heidelberg. „Religion lebe ich in dem Sinne frei aus, dass ich ein Kopftuch trage, regelmäßige bete und faste“, erklärt Anna. Regelmäßiges Beten strukturiert den Tag vieler Muslime und damit auch den Uni-Tag vieler muslimischer Studierender. Eine Möglichkeit, sich zwischen Vorlesungen und Seminaren zum Gebet zurückzuziehen, bietet der „Raum der Stille“ im Institut für Übersetzen und Dolmetschen – nicht nur für muslimische Studierende. Er wurde auf Initiative der Muslimischen Studierendengruppe (MSG) eingerichtet: „Wir sind sehr froh, dass die Universität einen Raum der Stille für alle Studierenden anbietet“, meint Aslihan Akyüz von der MSG. Genutzt wird er trotzdem hauptsächlich von muslimischen Studierenden.

Viele gläubige Christen nutzen den Frühgottesdienst der Evangelischen Studierendengemeinde (ESG) um 7 Uhr am Mittwochmorgen, um ihren Uni-Tag zu beginnen. „Für mich ist es eine schöne Möglichkeit zur Ruhe zu kommen, um konzentriert in die Vorlesung zu gehen“, beschreibt eine Gottesdienstbesucherin. Anschließend gibt es Frühstück in der ESG.



Foto: pixabay

Religiöse Lektüre: Für manche Studierende neben der Fachliteratur wichtig

Für gläubige jüdische Studierende stellt vor allem die Einhaltung der Speisevorschriften eine Herausforderung im Unialltag dar. Denn keine der Mensen des Studierendenwerks bietet koscheres Essen an. Wer sich an die Speisevorschriften hält, hat unter der Woche zumindest über die Mittagszeit die Möglichkeit, in der kleinen Mensa der Hochschule für Jüdische Studien zu essen.

Neben den Herausforderungen, die sich durch das Verbinden der religiösen Regeln mit dem Unileben ergeben, haben viele gläubige Studierende auch mit Vorurteilen zu kämpfen. „Wenn ich offen meine Religion zeige, indem ich einen Davidsstern um den Hals trage, dann erlebe ich Anfeindungen“, meint Mascha Schwarzmann. Sie ist Jüdin und studiert Kunstgeschichte an der Uni Heidelberg. „Das sind die Dinge, die mich beunruhigen. Ich hatte einen Mitbewohner in einem Studentenwohnheim, der sich mir gegenüber antisemitisch geäußert hat. Ich war sprachlos, weil sich seine Anfeindungen aus alten Vorurteilen speisen.“ Viele Kommilitonen seien aber auch sehr freundlich und zeigen Verständnis. Die Muslima Anna hat bisher noch keine Anfeindungen erlebt, wünscht sich jedoch: „Wir sollten unsere Augen und Ohren offen halten und unsere Stimme gegen jede Art von Diskriminierung erheben.“

Doch neben den Herausforderungen und Problemen, die offen gelebte Religiosität mit sich bringt, hat sie auch positive Effekte aufs Studium. „In der Kunstgeschichte mag ich besonders Renaissance-Gemälde. Da habe ich durch meine Kenntnis des Alten Testaments schon einen kleinen Vorteil“, erzählt Mascha. Ihr Glaube hat Anna bei der Wahl ihres Studienfachs bestärkt. „Ich studiere Religionswissenschaft und mich interessiert nicht nur die Religionsgeschichte verschiedener Kulturen, sondern auch aktuelle Entwicklungen im Bereich der Religionen.“

Auch persönlich gibt den beiden die Religion viel. „Sie schenkt mir Zufriedenheit, Kraft und ist für mich eine Art Wegweiser, der mir Hinweise für ein für mich und meine Mitmenschen zufriedenes Leben gibt“, erklärt Anna. Eine solche Zufriedenheit beeinflusst den Umgang auch mit schwierigen oder stressigen Phasen im Studium. Für Mascha ist die Gemeinschaft in ihrer Synagoge besonders unterstützend. „Ich gehe mehr oder weniger regelmäßig in die Synagoge, esse aber nicht koscher“, erläutert sie, „Für mich ist das Entscheidende die Gemeinschaft, die ich in der Synagoge erlebe. Der Glaube an Gott ist dabei nicht so wichtig.“

Glaube und Religion sind ein essentieller Teil im Leben von manchen Studierenden. Das bringt manche Besonderheiten und Herausforderungen mit sich. Letztendlich sind religiöse Studierende jedoch auch einfach nur Komilitoninnen und Kommilitonen, mit denen man lernt, Kaffee trinkt und sich über den anstrengenden Prof aufregt. **(leh)**

Angebote für religiöse Studierende

Gebetsräume:
Im Neuenheimer Feld - Islamischer Gebetsraum in der Kopfklinik
INF 400

Altstadt - Raum der Stille der Universität
Plöck 57a

Koschere Mensa:
Hochschule für Jüdische Studien
Geöffnet Mo. bis Fr. 12.45 - 14 Uhr

Hochschulgruppen:
Muslimische Studierendengruppe (MSG) Heidelberg - info@msg-heidelberg.de
Evangelische Studierendengemeinde (ESG) Heidelberg - kontakt@esg-heidelberg.de
Katholisches Universitätszentrum Heidelberg - info@kuz-heidelberg.de
Bund jüdischer Studenten Baden - info@bjsb.de

Kick it like Bergheim

Erstmals findet dieses Semester der Fußballtreff der Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften statt. Neue Mitspielerinnen und Mitspieler sind gern gesehen

Es regnet wie verrückt. Der Bolzplatz, eben noch staubig und trocken, ist zum Schlammfeld geworden. Bei jedem Schuss fliegt nasse Erde durch die Luft. Komplett verdreckt und klatschnass jagen die Spieler dem Ball nach, doch das tut dem Spaß keinen Abbruch. Während es sich andere im Trockenen bequem machen, treffen sich die Fußballer von „Bergheim Bolzt“ auf dem Sportplatz. Egal ob Regen oder Sonnenschein: Jeden Dienstag um 19 Uhr heißt es wieder „Anpfiff“ direkt neben dem Institut für Sport und Sportwissenschaften (ISSW). Zur Teilnahme eingeladen sind alle Studierenden der Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften.



Ambitioniert, aber ohne die „knallharten Kreisligaaktionen“ geht es zur Sache



Auch im Zweikampf heißt es Fair Play

Fotos: php

Die beiden Organisatoren Leo Röhlke und Richard Kaum freuen sich, dass sie das Projekt nun endlich realisieren konnten. Schon seit langem gibt es Anläufe, einen institutsübergreifenden Fußballtreff zu etablieren. „In den letzten drei Jahren haben sich immer wieder Leute aus der Soziologie und der VWL während des Wintersemesters in Soccerhallen getroffen. Aber sobald das Sommersemester anfing, kam das Ganze sehr schnell zum Erliegen“, erläutert Richard. Letztes Jahr gab es dann zumindest das regelmäßige Institutskicken der Soziologiestudierenden. „Allerdings war das noch auf normalen Freizeitplätzen. Da standen wir dann in Konkurrenz mit Schülern, die dort auch spielen wollten“, bemängelt Richard. Also brachte er zusammen mit Leo den Vorschlag für den gemeinsamen Fußballtreff erst in ihre Fachschaft Soziologie und dann in den Fakultätsrat ein. „Kommunikation zwischen den Fächern zu schaffen ist ja mit Fußball relativ leicht“, bemerkt er dazu.

In der Tat: Die Fachschaft Volkswirtschaftslehre stimmte direkt zu, nur die Fachschaft Politikwissenschaft blieb zurückhaltend und schlug eine Beteiligung an dem Projekt aus. Auf Anfrage teilte sie dazu mit, dass sie schon ihr institutseigenes Fußballturnier organisiert. Außerdem sei man zum Zeitpunkt des Projektstarts personell unterbesetzt gewesen. Der Aufwand hätte sich indes in Grenzen gehalten. Schließlich hatten sich Leo und Richard bereits um den Platz gekümmert. Und die Platz- und Tormiete von 260 Euro pro Semester dürfte, wenn man sie aufteilt, keine finanzielle Überlastung sein.

„Die Politikwissenschaftler sind dennoch eingeladen mitzukicken“, stellt Leo klar, „nur haben im Zweifelsfall die Soziologen und Wirtschaftswissenschaftler das Vorrecht.“ Begonnen mit über dreißig Teilnehmern, treten inzwischen noch etwa fünfzehn regelmäßig an. Frauen jedoch sucht man vergeblich. „Wir bedauern das“, äußert sich Richard und betont, dass man sich freuen würde, wenn auch Frauen mitspielen würden. Auch Dozierende sind gern gesehen. Jonathan Gruhler, der auf dem Bolzplatz „Johnny“ genannt wird, lehrt am Institut für Soziologie und ist seit Beginn mit dabei. Er erklärt, dass er ohnehin ein entspanntes Verhältnis zu seinen Studierenden führt und auch in Seminaren mit allen per „Du“ ist. Auf sein Werben bei den anderen Dozierenden ist bislang allerdings noch keiner eingegangen.

Jakob Schmidhäuser, VWL-Student, schätzt an „Bergheim bolzt“ den Austausch. Er kenne zwar schon einige Soziologiestudenten aus gemeinsamen Vorlesungen, aber „hier kommt man einfacher ins Gespräch als in der Uni“. Auch Nathan Schmidt-Ott, ebenfalls VWL-Student, ist von dem Treffen begeistert. Er spielt bereits seit zehn Jahren Fußball im Verein und betrachtet „Bergheim Bolzt“ eher als „Spaßfußball“, ohne die „üblichen taktischen Manöver“. Leo meint dazu: „Bei uns kann sich jeder trauen mitzumachen, auch wenn er noch nicht so viel Erfahrung hat.“ „Dank des Hartplatzes sind auch keine Stollenschuhe nötig“, ergänzt Richard.

Ob „Bergheim Bolzt“ auch in den Semesterferien stattfinden wird, ist noch nicht ganz klar. „Das hängt ganz von der Nachfrage ab“, erläutert Leo. Der Platz ist jedenfalls bis September gemietet. **(jre)**

„Bergheim Bolzt“ trifft sich dienstags um 19 Uhr auf dem Hartplatz A neben dem Institut für Sport- und Sportwissenschaften. Teilnehmen können alle Studierenden der Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften

„Ein bisschen wie Impressionismus“

Der Anime-Club schaut und diskutiert neue japanische Zeichentrickserien

Der Raum ist verdunkelt, japanische Popmusik dringt aus den Lautsprechern. Jeden Mittwochabend trifft sich der Anime-Club in einem der StuRa-Räume. Gemeinsam schauen sie japanische Zeichentrickfilme und -serien.

Die ersten Animefilme wurden in Japan bereits Anfang des 20. Jahrhunderts produziert. Animierte Serien fanden in den Sechzigern ihren Weg ins Fernsehen. Popularität gewann der Anime in Deutschland in den Neunzigern durch die Serie „Sailor Moon“. „Die meisten kennen nur Shōnen-Anime mit viel Action, wie ‚One Piece‘ oder ‚Dragonball‘, die eigentlich 14-Jährige zur Zielgruppe haben“, erklärt Johannes, ein Mitglied des Anime-Clubs. Tatsächlich gibt es Geschichten für jedes Alter und praktisch alle Genres sind vertreten. Diese Vielfalt schlägt sich auch im Club nieder. Jede Woche werden vier Folgen aus verschiedenen Anime angesehen. „Wir versuchen immer einen Anime dabei zu haben, der etwas lustiger ist, versuchen aber auch Action abzudecken, manchmal auch Horror oder Dinge, die tiefgründiger sind“, erklärt Fabian, einer der Mitbegründer des Clubs. Welche Anime geschaut werden, wird per Abstimmung entschieden. „Am Anfang hatten wir eine ganz bestimmte Vorstellung davon, was geguckt werden soll. Jetzt schauen wir einfach das, was uns gefällt“, erklärt Ruth, ein weiteres Gründungsmitglied. Zurzeit sind das „Little Witch Academia“, „Jormungand“, „Hyouka“ und „Re:Creators“. Letztere wird auch aktuell in Japan ausgestrahlt. Da neue Serien oftmals noch nicht auf Deutsch erschienen sind, werden sie beim Anime-Club im Originalton mit englischen Untertiteln gezeigt.

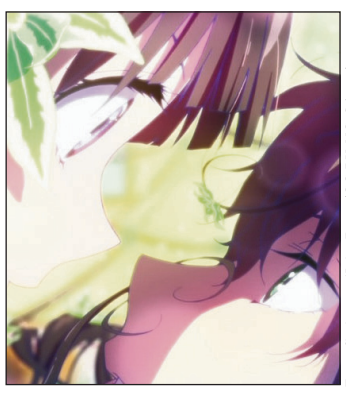


Foto: flickr.com/John Diew (CC BY-NC-SA 2.0)

Beliebt im Anime-Club: „Hyouka“

Neben der Themenvielfalt besticht Anime vor allem durch den Zeichenstil, der sich von westlichen Cartoons unterscheidet. Charakteristisch sind die großen Augen der Figuren. „Die Perspektive ist oft auch eine andere. Anime sind ja aus einem anderen Kulturkreis“, erklärt Fabian. Das Zeichentrickformat ermöglicht zudem eine größere experimentelle Freiheit als Realverfilmungen. „Es ist ein bisschen wie Impressionismus im Vergleich zur Fotografie. Mit den Farben kann man Effekte erzielen, die nicht möglich wären, wenn man das Gleiche filmen würde“, sagt Johannes.

Der Abend schließt immer mit einer Diskussion über das Gesehene ab. „Zu raten, was als nächstes kommt, macht eigentlich den Reiz aus“, sagt Ruth. Sie führt auch ein Protokoll über die Themen, die aufkommen. Die Diskussion ist einer der Gründe, warum viele der Mitglieder gerne zum Anime-Club kommen. Anime ist in Deutschland immer noch ein Nischenprodukt. Andere zu finden, die sich dafür interessieren, nicht immer einfach. Den Club gibt es nun schon seit 2013, Vorbild sind Anime-Clubs anderer Unis Die meisten Mitglieder studieren im Neuenheimer Feld, aber Anime-Begeisterte aus allen Fachrichtungen, sowie Nicht-Studierende sind willkommen. Ein Einstieg ist immer möglich. Auf der Webseite des Clubs kann nachgeschaut werden, welche Folgen in der letzten Sitzung gesehen wurden. **(hlp)**

Treffen mittwochs, von 19 bis 23 Uhr in der Albert-Ueberle-Str.3
www.ani-heidelberg.de

ANZEIGE





Hitzefrei durch die Klausurenphase

Foto: php

Jeder von uns kennt und verabscheut es: Endlich ist der Sommer da, mit langen Tagen und einer Hitze, die einen wünschen lässt, den ganzen Tag am See zu verbringen. Wäre da nicht diese kleine Stimme im Hinterkopf, die tagein und tagaus an die anstehenden Klausuren erinnert. Um Euch diese Klausurenphase erträglicher zu gestalten, haben wir die Orte herausgesucht, in der die Hitze und Lernerei am angenehmsten zu vereinbaren sind. (ibi)

Botanischer Garten

Der Botanische Garten im Neuenheimer Feld kommt einem vor wie eine friedliche Oase zwischen Kliniken, Instituten und der Mensa. Frösche quaken, Vögel zwitschern und im Schatten der Bäume findet man leicht einen ruhigen Ort zum Lernen. Die Lage macht den Botanischen Garten besonders für Studierende auf dem Campus im Feld attraktiv; schnell ist man in den Vorlesungen oder trifft sich im Café Botanik auf einen geeisten Latte Macchiato. Und wenn es einem selbst im Schatten noch zu warm ist: Die Bibliothek im Feld ist nicht weit und stets unterkühlt. Aus ästhetischen Gründen soll sie jedoch nicht weiter erwähnt werden.

Dachterasse des Theologischen Seminars

Das Theologische Seminar liegt am äußeren Ende der Altstadt zwischen Karlsplatz und Karlstor. Zugegebenermaßen wirkt das Gebäude von außen eher praktisch als schön. Den Charme im Inneren mit den Betontreppen, Metallgeländern und den vielen Dachfenstern kann man dennoch nicht abstreiten. Das Glanzlicht ist eindeutig die Dachterrasse der Bibliothek: Der Blick auf das Heidelberger Schloss lässt Lernerei und Sightseeing leicht miteinander verbinden. Zusätzlich bietet das Beobachten der Touristen, die sich den Anstieg zum Schlosspark hochquälen, sowohl Ablenkung als auch eine Prise Schadenfreude.

Heidelberger Kirchen

Die dicken Mauern der Heidelberger Kirchen verschaffen eine angenehme Kühle, ohne Zug und Gefahr der Unterkühlung. Die angenehme Ruhe und die hohen Decken schaffen Platz im Kopf und machen aufnahmefähig für die mitgebrachten Texte und Lernkarten. Besonders die Jesuitenkirche im Herzen der Heidelberger Altstadt ist aufgrund der weißen Wände und der damit einhergehenden Helligkeit zu empfehlen. Mit ein bisschen Glück kann man bei der ein oder andere Lerneinheit sogar ein kostenloses Orgelkonzert abstauben.



Jesuitenkirche Foto: hst

Neckarvorsprung

Foto: hst

Universitätsbibliothek

Der Klassiker unter den Bibliotheken in Heidelberg ist die Universitätsbibliothek in der Altstadt. Dank der neu gestalteten und sehr offenen Lese- und Lernbereiche lautet das Motto nun mehr denn je „Sehen und gesehen werden". Die unberechenbare Klimaanlage lässt einen zwar manchmal wünschen, noch den Strickpullover mitgenommen zu haben und in den unübersichtlichen Gängen der Bibliothek kann man sich des Öfteren auch verlaufen. Doch ist da auch dieses erhabene Gefühl, das sich beim Emporsteigen der Treppen in der Eingangshalle jedes Mal aufs Neue einstellt. Es macht jeden Besuch in den Lernbereichen der Universitätsbibliothek zu einem Erlebnis, sogar bis 1 Uhr in der Nacht.

Mathematikon

Die kleine Bibliothek im Mathematikon an der Berliner Straße blieb für lange Zeit unbemerkt – bis sie vom Studiengang Medizin entdeckt wurde. Inzwischen lohnt es sich, die Termine der größeren Klausuren in der Medizin nachzuschlagen, bevor man sich auf den Weg macht. In den Vorbereitungszeiten sollte man sich schon um 9 Uhr, direkt nach dem Öffnen der Bibliothek, einen Platz an einem der wenigen Tische suchen. Sie ist angenehm klimatisiert und durch große Fensterfassaden sehr hell. Im Eingangsbereich laden gelbe Sofas zum Dösen ein. Von langen Lerneskapaden wird man bewahrt und bereits um 21 Uhr wochentags und samstags um 15 Uhr vor die Tür gesetzt. Außerdem befinden sich nur wenige Türen weiter ein Bäcker, sowie ALDI und REWE.

Kühle Cafés

Heidelberg ist bekannt für seine vielen Cafés, die nicht nur in der Altstadt viele Besucher anlocken. Einige von ihnen trumpfen im Hochsommer mit angenehmen Temperaturen und/oder einer schnellen WLAN-Verbindung: Hotel 41, Kaffeekultur, Café Fresco, Café am Römerkreis, Mildners (Bergheim), Friedrich, Pannonica, Unter Freunden (Altstadt) und Kaffeezimmer. Und das Beste am Lernen, Lesen oder Schreiben im Café: Für kühle Getränke und Kaffee muss man seinen Lernort nicht verlassen.

Neckar

Zwischen Alter Brücke und Karlstorbahnhof ist ein kleiner Vorsprung am Neckar gebaut. Mit Bäumen und Bänken und der frischen Brise am Fluss bietet dieser Ort alles, was Lernende benötigen, mit Ausnahme des Schreibtischs. Die nahe Straße sorgt für genügend Hintergrundgeräusche, sodass lautes Aufsagen der Lerninhalte, anders als in Bibliotheken, kein Aufsehen erregt. Für kühle Getränke oder einen Snack zwischendurch kann man die vielen Cafés und Restaurants in den Gassen der Altstadt schnell erreichen.

Stadtbücherei

Die Stadtbücherei ist wohl der beliebteste Ort in der Stadt für Nachhilfe. Leise Unterhaltungen sind in dem Gebäude erlaubt und die kleinen Tische entlang der Glasfassade bieten kleinen Lerngruppen oder auch Einzelpersonen genug Platz. Im Literaturcafé ist für Kaffee, Kuchen und die Feierabendschorle gesorgt. In der Schwanenteichanlage direkt nebenan können in der Mittagspause Pokémons gefangen werden. Geöffnet hat die Bücherei Dienstag bis Freitag von 10 bis 20 Uhr, samstags schließt sie um 16 Uhr, Montag und Sonntag sind Ruhetage.

Anglistischen Seminars

Die Bibliothek des Anglistischen Seminars befindet sich teilweise im Untergeschoss des Instituts. Durch das fehlende Tageslicht ist man nicht abgelenkt von den Möglichkeiten, die der Sommertag noch mit sich bringen könnte. Auch nimmt die künstliche Lichtzufuhr jedes Tagesgefühl, ermöglicht also theoretisch endlos langes Lernen (bis die Bibliothek um 20 Uhr schließt). Leise Gespräche sind im Gegensatz zu den meisten Bibliotheken im Keller gestattet und der WLAN- Empfang ist passabel.

Zuhause

Ihr könnt die womöglich fast 30°C warme Wohnung nicht verlassen? Die ersten Fehler, die vielen in dieser Situation unterlaufen, sind eine kalte Dusche und eiskalte Getränke – das kurbelt die Wärmeproduktion im Körper umso mehr an. Stattdessen sollte frischer Salbei- oder Pfefferminztee getrunken werden.

Schaltet unbenutzte Elektrogeräte besser ganz aus und hängt feuchte Handtücher im Zimmer auf. In Kombination mit einem Ventilator schaffen diese ein kühleres Raumklima.

Für einen Frischekick können Klamotten, Schuhe oder je nach Kapazität auch das Bettlaken im Eisfach gelagert werden.

Falls all dies nichts genützt hat und die Hitze zu sehr zu Kopf steigt: kaltes Wasser über die Handgelenke fließen lassen oder eine im Kühlfach gelagerte Wärmflasche zwischen die Oberschenkel klemmen. Auch kalte Wadenwickel oder ein kaltes Fußbad lassen die Gedanken wieder schneller fließen.

Legende

- Kühl
- Klimatisiert
- Getränke
- Reden verboten
- (Leise) reden
- Tageslicht
- WLAN

Icons: Freepik, Pixel perfect, Retinaicons, Madebyoliver auf www.flaticon.com

Royales Winke-Winke

William und Kate legen die Heidelberger Altstadt lahm und beschäftigen Medien und Pressestellen



Foto: Wikimedia Comons, tsaiproject, CC BY 2.0

William und Kate werden wohl auch auf dem Heidelberger Marktplatz winken

Vor Wochen kündigte das britische Königshaus an, dass Herzog William und Herzogin Catherine von Cambridge bei ihrem dreitägigen Aufenthalt in Deutschland neben Berlin und Hamburg am 20. Juli auch Heidelberg besuchen werden.

Schnell sorgte diese Nachricht für Vorfreude und Aufruhr in der ganzen Stadt, nein, im ganzen Land. Lange wurde gerätselt, wie das Paar seine Stippvisite gestalten wird. In Häppchen servierte das Königshaus dann den Medien detaillierte Informationen, die jede Neuigkeit spektakulär vermarktet. Natürlich gerechtfertigt, bedenkt man, dass der letzte Besuch des britischen Königshauses durch Prinz Philip im Jahr 1979 erfolgte.

So werden William und Kate aufgrund der guten Beziehungen zwischen Cambridge und Heidelberg zunächst das Deutsche Krebsforschungszentrum besuchen, anschließend in der Heidelberger Alstadt flanieren und zum Abschluss der freundschaftlichen Ruderregatta der beiden Städte auf dem Neckar beiwohnen. Begleitet werden sie wohl teilweise von ihren Kindern George und Charlotte.

Es obliegt jedoch nur einem ausgewählten Publikum, die beiden Cambridge-Absolventen zu Gesicht zu bekommen. Dennoch lässt es sich die Stadt Heidelberg nicht nehmen, die Bürger mittels YouTube-Tutorials auf den Besuch vorzubereiten. Auch wird sich wohl keiner an diesem gewöhnlichen Arbeitstag dem Spektakel entziehen können, denn während der königlichen Anwesenheit wird die Theodor-Heuss-Brücke, die Alte Brücke, sowie das Neckarufer und großflächige Bereiche um den Marktplatz gesperrt werden. Wer den royalen Besuch nicht live miterlebt, wird durch auf die ausführliche TV-Übertragung des SWR und anschließend der ARD von 13:30 bis 18:15 Uhr auch bis in das eigenen Wohnzimmer verfolgt. **(mak)**

Kommentar

Nach Hause telefonieren

Mein erstes Handy bekam ich, als ich 13 Jahre alt war. Daher war mir der Besitz einer Telefonkarte gänzlich fremd. In meinem Umfeld war das eigene Handy auch nichts Besonderes. Es wundert deshalb nicht, dass die Telekom seit Jahren mit der Schlagzeile „Telekom will Telefonzellen abbauen“ in den Medien auftaucht. Im letzten Jahr soll die Zahl der öffentlichen Telefone daher auf 30 000 in ganz Deutschland gesunken sein.

Ein kleiner romantischer Fleck in Deutschland scheint von diesem Vorgehen jedoch ausgenommen: die Heidelberger Altstadt. Vor dem Hörnchen, vor dem Café Extrablatt und am Uniplatz – wo man nur hinsieht, erblickt man die geschmeidigen Säulen mit rosafarbenem Köpfchen. Natürlich wurde das Design der Säulen inzwischen an ein modernes Stadtbild mit glänzendem Stahl und Glasdach angepasst und die alten gelben Zellen dienen lediglich Nostalgikern. Laut Telekom werden Telefonzellen abgebaut, wenn sie nicht mehr die Kosten für die technische Wartung, Strom und Reinigung decken. Konkret bedeutet das, dass sich der Standort unter einem monatlichen Umsatz von 50 Euro nicht lohnt. Wie viele Standorte genau es in der Altstadt gibt, wird von Stadt und Telekom jedoch nicht bekannt gegeben.

Ob es die vielen Touristen sind, die dasselbe Gefühl wie der kleine sympathische Außerirdische empfinden und andauernd „nach Hause telefonieren“, um die Standorte der Telefone zu rechtfertigen?.

An dieser Stelle weist die Telekom jedoch darauf hin, dass sie auch der Pflicht zur Grundversorgung an öffentlichen Telefonen nachkommen muss und in der Heidelberger Altstadt lediglich Basistelefone stehen. Was zunächst edel und großmütig klingt, nutzt die Telekom geschickt. Denn die Telefonstationen rüstet der Mobilfunkanbieter zu WLAN Hotspots auf und verbessert so den eigenen Service. Die neusten Modelle haben es jedoch noch nicht nach Heidelberg geschafft. Schade, denn sie könnten mit Internetzugang, der Möglichkeit die Parkscheibe per Handy zu verlängern und einem Briefmarken-Service tatsächlich nützlich sein.

Von Maren Kaps

Heidelberger Notizen

#digitalestadt – Nachdem Heidelberg den Wettbewerb zur „Digitalen Stadt“ nicht für sich entscheiden konnte, sollen die Pläne trotzdem umgesetzt werden. Hierfür wird auf Beschluss des Gemeinderats die Digital-Agentur Heidelberg GmbH gegründet, die zu jeweils 50 Prozent von der Stadt und den Stadtwerken Heidelberg GmbH getragen wird. Sie übernimmt nun die Aufgabe der digitalen Stadtentwicklung.

#DIY – Die Bauarbeiten in der Hauptstraße am Wormser Hof, den ehemaligen Lux-Harmonie-Kinos, sind in vollem Gange. Im April 2019 will dort die Supermaktkette Tegut eine Filiale eröffnen. Seit Mai wird das Gebäude entkernt und anschließend soll der Anbau im Sommer abgerissen werden. Sowohl der Baustellenlärm als auch der Baustellenverkehr in den engen Altstadtstraßen sorgen hierbei für Diskussionen. Nicht klar ist zudem, wie nach der Eröffnung des Marktes die Belieferung erfolgen soll. Nach Abschluss der Bauarbeiten soll die Neugestaltung des Theaterplatzes angegangen werden.



Foto: flickr.com/ pilot_micha (CC BY-NC 2.0)

#payday – Dass 2,1 Millionen Euro in den Heidelberger Technologiepark fließen, wurde im Rahmen des Start-up-Gipfel Baden-Württembergs am 14. Juli bekannt gegeben. Konkret geht die Fördersumme des Landes an zwei Unterstützungsprogramme der Region für Start-ups. Schwerpunkte setzten sie im Bereich Biotechnologie, Pharma, Medizintechnologie und Industrie 4.0, Internet of Things, Big Data. Insgesamt vergab das Land 5,1 Millionen Euro zu Stärkung der Gründerszene.

#gogreen – Heidelberg ist mit vier Mitbewerbern in der letzten Runde beim Deutschen Nachhaltigkeitspreis 2017. Der Preis möchte Städte und Gemeinden im nachhaltigen Handeln bestärken und nachaltige Entwicklung in der Stadtplanung verankern. Heidelberg überzeugt in diesem Jahr vor allem durch die Passivhaussiedlung. Dem Gewinner winkt ein Preisgeld von 35 000 Euro. **(mak)**

Ausgeschenkt

Erfrischend uneitel

Im Lokanta auf der Plöck gibt es vegetarische Gerichte aus der Türkei. Die schmecken immer – besonders gut allerdings an heißen Tagen



Foto: hnb

In der ehemaligen Filiale von Cigköfte-M hat Gemütlichkeit Einzug gehalten

Preise

Dürüm	3,50€
Türk. Linsensuppe	3,50€
Milchreis	2,00€
Fritz Kola	2,30€
Ayran	1,20€

Altstadt
Plöck 67

Öffnungszeiten
Mo bis Fr: 11 bis 21 Uhr
Sa: 12 bis 19 Uhr

An der Tür des Ladens begrüßt einen ein Sticker, der noch von seiner Zeit als veganes Franchise-Unternehmen zeugt: „58 Millliarden Tieren gefällt das“. Im Innenraum ist es wunderbar kühl, doch trotz drückender Hitze draußen wundersamerweise leer. Das heutige Lokanta war bereits viele Jahre eine Filiale der türkischen Kette Cigköfte-M und ist jetzt schon anderthalb Jahre ein lokaler Imbiss – sollte es etwa immer noch so eine Art Geheimtipp sein?

Der Inhaber von Lokanta, Ahmet Uslu, hat früher auch die Cigköfte-M-Filiale geleitet. Im Frühjahr 2016 eröffnete er den Laden neu, diesmal als seinen eigenen. Neben Uslu blieb auch der Verkaufsschlager der Kette – der vegane Dürüm mit Bulgurfüllung. Die sterilen, weißen Tische und das grelle Neonlicht allerdings gingen. Jetzt kann man von einer buntgemusterten Couch auf die Plöck schauen. In der Mitte des Raumes steht ein großer Tisch, der aussieht, als würde er einer glücklichen Familie oder zumindest einer harmonischen WG gehören. Das waren auch schon alle Sitzgelegenheiten. Der hippe Innenarchitekt, der in den letzten Jahren sonst so viele Cafés in Heidelberg eingerichtet hat (oder warum sehen die Neueröffnungen sonst alle gleich aus?), scheint nicht hier gewesen zu sein. Es wirkt eher nach eigenen Vorlieben improvisiert. Neben der Kaffeemaschine sind die to-go-Becher zu einer Pyramide aufgebaut, in der Küche dudelt Radio-Regenbogen-Pop.

Das Essen im Lokanta ist simpel und die Auswahl überschaubar. Dafür ist das, was es gibt, kaum teurer als ein Mensabesuch und deutlich frischer. Der klassische Dürüm besteht aus Lavash-Brot, auf das die kalte Bulgurfüllung gestrichen wird. Laut Uslu befinden sich in dieser 18 verschiedene Gewürze, von denen er allerdings nicht alle verraten will. Dazu wird Salat und eine Granatapfelsauce im Brot eingewickelt. Ein Essen, das kühl, knackig und würzig ist – eigentlich ideal für heiße Sommertage, an denen der Appetit sonst so oft ausbleibt.

Mit der Neueröffnung 2016 hat sich das Sortiment etwas erweitert und enthält nun nicht mehr nur vegane, sondern auch einige vegetarische Gerichte. So stehen auf der Anrichte zum Beispiel winzige aufgeschnittene Brötchen, aus denen eine Schafskäse-Petersilien-Füllung guckt. Außerdem bekommt man Mercimek, die beliebte Suppe aus roten Linsen, Börek und Falafel (wer es hart will, kann sich auch eine Cigköfte-Falafel-Kombination für seinen Dürüm gönnen). Zum Nachtisch gibt es die üblichen Sirup-triefenden Baklava und hausgemachten Milchreis – ebenfalls dekadent süß, aber lecker.

Im Gespräch mit Uslu stellt sich heraus, dass der Laden demnächst erneut seinen Besitzer wechseln wird, Uslu will Ende August aufhören. Vielleicht ist das Lokanta tatsächlich zu lange ein Geheimtipp geblieben. Im Wesentlichen wolle der neue Inhaber den Laden allerdings so lassen wie er ist, sagt Uslu. „Vielleicht ändern sich einige Kleinigkeiten, aber wahrscheinlich nicht viel.“

Das Lokanta bietet einen kühlen, gemütlichen Rückzugsort für heiße Sommertage und lohnt sich für ein Mittagessen allemal. Insgesamt wirkt der Laden irgendwie sympathischer als die meisten Imbisse – etwas weniger eitel und dafür etwas liebevoller gemacht. Es bleibt zu hoffen, dass das auch nach August so bleibt, wenn statt Ahmet Uslu jemand anderes servieren wird. **(hnb)**

ANZEIGE

Für Studierende und Absolventen

Angebote des Hochschulteams

Das Hochschulteam berät Sie zu allen Fragen zum Berufseinstieg nach dem Studium. Sie können auch jederzeit außerhalb der Sprechstunden einen persönlichen Beratungstermin vereinbaren.

09.08.17 Bewerbungsunterlagen-Check
Wo? Agentur für Arbeit Heidelberg
Es ist eine Terminvereinbarung per E-Mail erforderlich.

Offene Sprechstunde
Dienstag 11:00 - 15:00 Uhr
Zentrale Studienberatung Universität Heidelberg
Seminarstraße 2, 1.OG **und**
1. + 3. Freitag/Monat 10:00 - 12:30 Uhr,
Servicestelle Zentralmensa, INF 304

Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69/71, 69115 Heidelberg
Telefon: 0800 4 5555 00 (kostenfrei)
E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de

Bundesagentur für Arbeit
Agentur für Arbeit Heidelberg

Anatomisches Memento mori

Im Herbst erhält die Ausstellung Körperwelten im Alten Hallenbads ein dauerhaftes Museum. Ein Gespräch mit Kuratorin Angelina Whalley über die Faszination Plastination

Gunther von Hagens erfand 1977 in Heidelberg die Plastination, ein Verfahren, das den Verwesungsprozess des Körpers nach dem Tod stoppt. Angelina Whalley, die an der Entwicklung des Verfahrens mitarbeitete und mit von Hagens verheiratet ist, kuratiert die kontrovers diskutierten Ausstellungen

Frau Whalley, die Ausstellung wird unter dem Motto „Die Anatomie des Glücks“ stehen. Wieso haben Sie dieses Thema gewählt?

Man kann den Körper unter verschiedensten Aspekten betrachten. Er ist unser Zuhause und unser Werkzeug und wie wir ihn behandeln, hat Auswirkungen auf unser Empfinden von Glück. Natürlich strebt jeder Mensch nach Glück – es ist eine evolutionsbiologisch notwendige Körperfunktion, die unser Überleben und unsere Gesundheit sichern soll. Dabei kann man Gesundheit und Glück nicht prinzipiell gleichsetzen, aber es existieren vielschichtige Beziehungen.

Wo im Körper ist denn das Glück verortet?

In Gehirnregionen des Zwischenhirns, wo Botenstoffe und Hormone aktiv werden. An diesen Stellen setzen auch Rauschgifte ihre Wirkung an, was eine ganz andere, gefährliche Seite unseres Glücksempfindens zeigt.

„Glück ist eine evolutionsbiologische Körperfunktion“

Kann man jedes Organ und jeden Körper plastinieren? Wo liegen die Grenzen der Technik?

Bei der Plastination wird das Gewebswasser durch Kunststoff ausgetauscht. Daher kann man alle Strukturen, die Wasser und Fett enthalten oder porös sind, plastinieren. Theoretisch könnte man auch ein Stück Käsekuchen auf diese Weise haltbar machen.

Die daraus entstehenden Präparate sind faszinierend. Sehen Sie die Ausstellungsstücke als Ihre Kunstwerke?

Das ist ein Punkt, der uns oft vorgeworfen wird. Dabei war das nie unser Anliegen: Nach der Erfindung des Verfahrens durch meinen Mann wurden wir von einer japanischen Anatomie-Gesellschaft eingeladen, wo wir ganze Körper als Unterrichtsmittel vorstellten. Diese erste Ausstellung war extrem erfolgreich und Besucher waren berührt und fasziniert – die einzige Kritik war, dass die Präparate so tot und gruselig aussähen. Dabei haben wir gemerkt, dass wir, um Laien einen ansprechenden Einblick geben zu können, den Körpern eine gewisse Qualität über ihre rein wissenschaftliche Aussage hinaus geben müssen.

Ist es möglich, die Identität der Körperspender nach der Plastination zu erkennen?

Nein, das ist unmöglich und die Anonymisierung ist eine bewusste Entscheidung. Unser Ziel ist Wissensvermittlung, nicht die Ausstellung eines persönlichen Schicksals.

Sie studierten in Heidelberg Medizin mit dem Ziel, Chirurgin zu werden. Was brachte Sie zur Forschung an dem Verfahren der Plastination?

Das ist richtig, Chirurgin ist immer mein Traumberuf gewesen, aber im Endeffekt waren persönliche Gründe ausschlaggebend: Ich lernte während meines Studiums Gunther von Hagens kennen. Er ist ja in der DDR aufgewachsen und war zwei Jahre in Stasihaft, deshalb war Amerika immer seine Verkörperung von Freiheit gewesen. Ich wollte jedoch nicht dorthin, und so haben wir schließlich einen Kuhhandel geschlossen: Er geht nicht in die USA und ich nicht in die Chirurgie.



Foto: Gunther von Hagens' KÖRPERWELTEN, Institut für Plastination, Heidelberg, www.koerperwelten.de

Ein präparierter Basketballspieler in der Körperwelten-Ausstellung

Die Kritik an den Körperwelten war immer sehr heftig. Sind Sie im Laufe ihrer Arbeit je in ethische Konflikte geraten?

Kritik kommt meist von Menschen, die die Ausstellung nie besucht haben und die meinen, dass wir die Würde der Menschen verletzten. Aber „Würde“ ist ein komplexer Begriff mit vielen Definitionen, von denen sich keine auf einen Leichnam anwenden lässt: Nur ein lebender Mensch kann seine Würde verlieren; der Tod hat aber diesen schon zur Leiche, also zum Objekt gemacht.

Es dauert im Schnitt 1500 Arbeitsstunden einen Menschen zu plastinieren

Dieses hat dennoch einen Achtungsanspruch und diesen erfüllen wir, weil die Ausstellung in keiner Weise zur Belustigung oder als Leichenschau gedacht ist, im Gegenteil: Besucher sind immer tief berührt und zeigen Dankbarkeit und Respekt.

Hat sich durch Ihre Arbeit und die Auseinadersetzung mit dem Tod ihre Einstellung zum Leben geändert?

Es ist für mich eine Art Memento mori, wodurch mir das Leben als glücklicher Zufall deutlich wird.

Was ist Glück für Sie?

Für mich sind es die kleinen Dinge: wie wenn ich nach dem Flamenco tanzen nach Hause komme und immer noch die Musik fühle. Oder auch meine Katzen oder ein guter Kaffee sind Glück für mich.

Das Gespräch führte Nele Bianga.

Heidelberger Historie

König sucht Frau

Der Bund der Ehe verbindet Heidelberg mit dem thailändischen und schwedischen Adel

Im Jahre 1905 begann der damals 20-jährige Prinz Rangsit von Siam auf Wunsch seines Vaters König Rama V. Chulalongkorn ein Studium in Rechts- und Kameralwissenschaften, die Grundlage für eine Laufbahn in Verwaltung und Justiz. Er wechselte schnell in ein geisteswissenschaftliches Studium.

Obwohl er auch zuvor schon in Heidelberg wohnte und vermutlich das Heidelberg College besuchte, war es wohl nicht das Studium, sondern die Begegnung mit der jungen Elisabeth Scharnberg, die ihn in Heidelberg hielt und bis 1913 dort verweilen ließ. Sie war damals die Tochter einer Pensionswirtin in der Rohrbacher Straße. Ihr Vater war früh verstorben und so musste ihre Mutter Elisabeth und ihre zwei Schwestern alleine groß ziehen.

Der junge Prinz war Elisabeth schon früh aufgefallen und sie hatte ihn oft zufällig auf der Straße gesehen. Rangsit, der in seiner Heidelberger Zeit in der Gaisbergstraße 21 wohnte, wurde erst auf die Wirtstochter in seiner Nachbarschaft aufmerksam, als ihre Schönheit mit ihrem sechzehnten Lebensjahr aufblühte. Fasziniert von ihr, ließ Rangsit sich ihr vorstellen und die Begegnung entwickelte sich zu Elisabeths großer Liebe. 1912 heirateten sie in London und führten auch im fernen Siam, dem heutigen Thailand, ab dem Jahre 1913 ein durchaus europäisches Eheleben.

Rangsits Vater hingegen lebte mit bis zu 100 Frauen, denn in Thailand hatte die Ehe einen weniger hohen Stellenwert und es war normal, mehrere Frauen in einem Harem zu haben. Doch Rangsit hielt Elisabeth ein ganzes Leben lang die Treue.

So romantisch die Geschichte von Rangsit und Elisabeth ist, blieb sie nicht einmalig in der Geschichte, denn rund 60 Jahre später verliebte sich ein weiterer Adelsspross in eine hübsche Heidelbergerin. Carl XVI. Gustav von Schweden, damals noch Kronprinz, wurde bei den Olympischen Spielen 1972 in München von der Chef-Hostess Silvia Renate Sommerlath betreut. Die Dolmetscherin imponierte ihm mit ihren ausgeprägten Sprachkenntnissen, auch in der Gebärdensprache. Ein Jahr später wurde Carl Gustav gekrönt, wodurch es für ihn kein Problem mehr war, 1976 eine Bürgerliche zu heiraten, da die schwedische Tradition nur für den Thronfolger einen adligen Ehepartner vorsieht. Hätte er noch als Kronprinz heiraten wollen, wäre sein Austritt aus dem Königshaus dafür notwendig gewesen. Als verwerflicher hingegen wurde angesehen, dass Silvia deutsch und drei Jahre älter als der König war.

Das schwedische Volk konnte sich jedoch schnell für die herzige Heidelbergerin erwärmen, nicht zuletzt durch ihr zahlreiches Engagement und ihre Ehrenarbeit. Für sie führte ABBA einen Tag vor der Hochzeit des zukünftigen Königspaares ihren Hit „Dancing Queen“ im Fernsehen erstmals auf.

Auch in Heidelberg ist die Königin gern gesehen. Obwohl offizielle Staatsbesuche selten sind, kehrt sie häufig in ihre Heimatstadt zurück und bleibt dabei meistens unerkannt. Die Presse gönnt ihr dabei die nötige Privatsphäre. Eng verbunden soll sie noch immer mit einem Heidelberger Floristen sein, der für Silvia auch die Taufen und Hochzeiten ihrer Kinder und Enkelkinder ausstattet. Diese scheinen sie durch Höhen und Tiefen zu tragen, da Carl Gustav im Gegensatz zu Prinz Rangsit in den letzten Jahren häufiger durch außereheliche Eskapaden in den Medien erschien. Doch Silvia lächelte diese bisher stark und mutig beiseite. **(mak)**



Bild: Stadtarchiv Heidelberg; Dagmar Welker

Silvia und Carl Gustav bei ihrem offiziellen Besuch in Heidelberg 1979

Immer der Zunge nach

Teurer Single Malt oder billige Fälschung – eine künstliche Zunge Heidelberger Chemiker kann Whisky-Sorten unterscheiden



Foto: flickr.com/cowrin (CC BY-NC 2.0)

So viele Whiskys kann selbst der versierteste Whiskykenner nicht unterscheiden - aber die Zunge

Eine „künstliche Zunge“ klingt im ersten Moment nicht nach wissenschaftlichem Durchbruch, sondern wie ein ekliger, bedingt nützlicher Gummilappen. Die Vorstellung, dass sich dieser Lappen dazu eignen soll, Whiskys zu unterscheiden, scheint weit hergeholt.

In Wirklichkeit ist die künstliche Zunge zwar in ihrer Funktionsweise der organisch gewachsenen nachempfunden, hat aber optisch wenig mit ihr zu tun. In der menschlichen Zunge findet man sechs verschiedene Sensorelemente – süß, sauer, bitter, salzig, umami und scharf – welche jeweils etwa fünf Intensitätsstufen ausmachen können. So kann man bis zu 15 000 Geschmacksprofile unterscheiden – die von Uwe Bunz, Direktor des Instituts für organische Chemie in Heidelberg, und seinem Team entwickelte „Zunge“ kann jedoch pro Sensorelement bis zu 200 verschiedene Stufen unterscheiden.

Die Sensorfeldplatte ähnelt sechs kleinen Nagellackfläschchen, die mit unterschiedlichen Polymeren gefüllt sind und durch elektrostatische Wechselwirkungen mit unterschiedlicher Floureszenzintensität auf die zugesetzten Whiskyproben reagieren. „Kombinieren wir dann die spezifischen Werte für jedes Zungenelement, können wir ein Muster der Probe erstellen“, erklärt Bunz. „Dieses Muster ist einzigartig für jeden untersuchten Whisky.“ Whisky ist jedoch nicht das einzige Getränk, das von der Zunge verkostet wurde: Bereits im letzten Jahr wurde sie mit Weißwein versorgt, der jetzt jedoch aus kosmopolitischen Gründen dem Whisky weichen musste. „Whisky wird auf der ganzen Welt getrunken“, so Bunz. „Er stachelt die Fantasie der Menschen vielleicht mehr an als Weißwein.“ Dazu kommt auch ein wissenschaftlicher Grund: Auch teure Whiskys sind Massenware, also ein Konsumgut, das immer wieder das Gleiche ist. Perfekt also um zu testen, ob die Zunge selbst ähnliche Analyten unterscheiden kann.

> „Jeder Whisky hat sein einzigartiges Muster“

Eine mögliche Anwendung in der Zukunft wäre, gefälschte und abgelaufene Medikamente von echten zu unterscheiden. Einzige Hürde: Technologien wie diese brauchen industrieinterne Unterstützung. Ob diese jedoch für Medikamententests aus der Pharmaindustrie oder für Whiskeytests aus der Whiskeyindustrie kommt, ist für Bunz zweitrangig: „Ich bin in der Hinsicht sehr opportunistisch und würde dort forschen, wo Interesse besteht.“



Für die künstliche Zunge aus Heidelberg würde sprechen, dass sie im Vergleich zu der bisher verwendeten Massenspektrometrie schnell und günstig ist. Für eine Analyse mit Massenspektrometrie braucht man etwa sechs Stunden, um ein Whiskyprofil zu erstellen. Darüber hinaus kosten Massenspektrometer eine Million Euro. Die Sensorplatte hingegen ist mit einem Budget von nur wenigen tausend Euro sowie den richtigen Polymeren, auch in der WG-Küche zu stemmen: Innerhalb von 15 Minuten, während man die Pizza für die WG-Party in den Ofen schiebt, auf der man eventuelle Reste des Experiments verwertet, kann man bis zu fünf Whiskeys untersuchen. Da sich die Profile von ähnlichen Whiskys gleichen, kann man die Whiskys durch eine Mustererkennungsanalyse in verschiedene Gruppen gemäß Alter, Herkunft und Art einordnen. Wie fälschungssicher die Methode ist, also ob Substanzen mit ähnlichem Fluoreszenzverhalten die Sensorplatte täuschen könnten, bleibt ohne empirische Untersuchungen mit gefälschten Whiskys unsicher. Doch der Empirie sind finanzielle Grenzen gesetzt: „Die Whiskys konnte ich natürlich nicht mit Forschungsgeldern bestellen, sonst wäre mir die Rechnungsabteilung mir an den Kragen gegangen“, so Bunz. Ob ein Whisky nun aber nach Torf oder Regen an einem Sommertag schmeckt, kann die Zunge nicht feststellen: Wer das wissen will, muss seine eigene benutzen. **(vgh)**

Digitales Pinkeltagebuch

Sensoren in der Kloschüssel analysieren Werte im Urin

Die Ära der mobilen Medizin steht vor der Tür. Nun sollen die Messgeräte auch beim Urinieren begleiten. Dies ist jedenfalls das Ziel des Heidelberger Start-Up „Peelytics“, das sich seit einiger Zeit mit der Entwicklung eines Pinkelsensors beschäftigt.

Die Inspiration für das Projekt lieferte die Pipi-Wette: „Mit 15 bis 16 Jahren fangen die Jungs an zu überlegen, wer am längsten kann. So sind wir draufgekommen“, erzählt Dirk Dorsch, einer der Gründer von Peelytics.

Am Anfang war das Projekt eines solchen Sensors eher als Spaß gedacht. Nach einer Weile fiel den Gründern jedoch auf, dass sich mit diesem Thema sonst wirtschaftlich kaum befasst wird. Dabei kann Urin unglaublich viele Informationen liefern. Es ist möglich, den pH-Wert, die Glukosekonzentration und viele andere Parameter schnell und günstig zu vermessen. So schnell, wie die Entwicklung neuer Messtechnik und ihre Miniaturisierung voranschreitet, wäre es tatsächlich durchaus machbar, in ein paar Jahren ein komplexes Biochemie-Labor in Kleinformat in der Toilettenschüssel unterzubringen.

Dieses Konzept brachte „Peelytics“ das Startgeld für das erste halbes Jahr. Der medizinisch-analytische Bereich war mit dem Team aus vier Softwareentwicklern jedoch nicht so schnell abdeckbar. So kamen die Gründer zu der ursprünglichen Pipi-Wette-Idee zurück und entwickelten den „PeeWin“ – ein Gewinnspiel für das längste Urinieren. Dieses basiert auf einem Sensor und einer mobilen App, welche die Auswertungen macht. Da die Körpertemperatur des Menschen sich meist von der Umgebungstemperatur unterscheidet, konnte man über die Temperaturdifferenz herausfinden, ob jemand gerade auf das Gerät uriniert.

Der prinzipielle Aufbau des Geräts hat sich seit dem Prototypen nicht viel verändert und ermöglicht es, Daten über die Dauer, die Häufigkeit und den Zeitpunkt der Urinierung auf dem Smartphone zu sammeln. Bereits bei diesen Parametern kann der Bogen zurück zur Medizin geschlagen werden: „Man sieht daran, wie gut jemand trifft, schon gewisse Phänomene. Wenn die Treffschärfe abnimmt, sinkt die Temperatur und der Druck lässt nach. Wenn dann noch ‚Zappler‘ kommen, weiß man: die Testperson ist besoffen”, so Dorsch. Eine solche Konfiguration kann bei Inkontinenz-Patienten verwendet werden, die Toilettentagebücher führen müssen. Eine Digitalisierung könnte ihnen den Alltag erleichtern.

> „Bei ‚Zapplern‘ war die Testperson besoffen“

Im Moment läuft bereits die Beta-Testphase für das „PeeWin“. Die Prototypen sind in mehreren Heidelberger Kneipen verteilt. Der Rekord liegt bei mehr als 150 Sekunden. Mit der Folgefinanzierung wollen die Gründer von „Peelytics“ Netzwerke mit der Uni knüpfen, um mit Ärzten und Forschern gemeinsam zu ermitteln, welche Parameter am wertvollsten und bei gegebenen Bedingungen am sinnvollsten zu erheben sind. An einer Sensorversion für heimische Toiletten und den weiblichen Gesellschaftsteil wird gearbeitet. **(bob)**



Bild: Peelytics

Die Sensoren finden sich in einigen Altstadtkneipen

Reize der Tierwelt

Das Symposium „Senses and Sensitivity“ in Heidelberg diskutierte, wie Organismen auf Umweltreize reagieren

Was haben Netzhautzellen, Pflanzen und Höhlenfische gemeinsam? Sie sind lebendig und reagieren auf Reize aus der Umwelt – so viel lernt man in der Schule. Doch wo befindet sich die Wissenschaft heute?

„Jeder Prozess in der Biologie hängt davon ab, die Umgebung wahrzunehmen und darauf zu reagieren“, so Jan Evers, einer der Organisatoren des Symposiums „Senses and Sensitivity“ des Centre for Organismal Studies. „Es ist egal, ob es ein komplexer Organismus ist, der durch die Welt manövriert oder eine Zelle, die in ihrem Organverbund sitzt.“ Sie alle sind auf diese Art von Austausch angewiesen.

Es beginnt mit der Kommunikation zwischen den Zellen. Seit mehreren Jahren ist bekannt, dass Zellen nicht passiv im Gewebe vorliegen, sondern aktiv ihr Wachstum dirigieren. So bekommt eine neue Netzhautzelle Signalmoleküle von ihren Nachbarn und umliegenden Geweben, welche diese vor Zelltod schützen und ihr Wachstum steuern. Mehr sogar: das Gehirn sendet sogenannte Neurotropine aus – Belohnungsfaktoren, die dafür sorgen, dass die Zelle ihre Verbindung zum Sehnerv und später zum Gehirn findet.

> Auch ohne Augen reagieren Höhlenfische auf Lichtreize

Auch die Entwicklung der Pflanzen wird durch den Austausch mit der Umgebung gesteuert. Eines der wichtigsten Faktoren für die Pflanze ist das Licht, da es zur Photosynthese nötig ist. Dafür entwickelten sich im Laufe der Evolution Proteine, die durch das Licht aktiviert werden, ihre Form und Position in der Zelle ändern und komplexe Signalkaskaden aktivieren. Auf diese Weise kann die Pflanze Phototropismus betreiben – zur Lichtquelle hinwachsen, die Poren rechtzeitig öffnen, um den Wasserverlust zu minimieren oder die Keimung aktivieren.

„Es ist interessant, diese Prozesse bei Pflanzen und Tieren zu vergleichen, besonders, wenn man auf molekulare Mechanismen zurückkommt. Gerade bei den Tag-Nacht-Zyklen kommt man auf die gleichen key-players, die das Ganze regulieren“, erläutert Jan Evers. Die physiologische Uhr ist ein Hack, den fast alle Organismen für das Überleben verwenden.



Foto: Wikimedia Commons, G. S. Palmer, (CC BY 4.0)

Höhlenfische passen sich an das Leben ohne Licht an

Das System ermöglicht den Lebewesen die periodische Wiederholung von physikalischen Zuständen auszunutzen: zum Beispiel am Tag alle Ressourcen für die Jagd zu mobilisieren und sich in der Nacht auszuruhen. Sowohl bei Pflanzen, als auch bei Tieren erfolgt die Kalibrierung der inneren Uhr mit Licht. So reagieren Fische über Photorezeptoren, die im ganzen Körper verstreut sind, auf Beleuchtung. „Präpariert man das Herz aus dem Fisch und strahlt Licht drauf, reagiert es“, erzählt Nicholas Foulkes. Das Signal läuft zu den einzelnen Organen, wie dem Darm, der für die Nahrungsaufnahme vorbereitet wird. Foulkes Gruppe forscht an Höhlenfischen, die seit fünf Millionen Jahren ohne Licht leben. Trotz des Verlusts ihrer Augen haben sie ihre innere Uhr beibehalten. Unter Abwesenheit von Licht wurde die Aktivierung an der Nahrungsaufnahme festgemacht. So regelt das Essen wortwörtlich ihren Alltag.

Dies sind nur wenige Beispiele von dem, was momentan in der Biologie passiert. Wie genau finden Neuronen heraus, mit wem sie sich verbinden müssen? Kann Dunkelheit neben Licht aktiv vereschiedene Prozesse in der Pflanze steuern? Wie sehen die molekularen Mechanismen der circadianen Rhythmen aus? Alle diese Fragen warten darauf, beantwortet zu werden. **(bob)**

ANZEIGE

Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
während der Semesterferien und semesterbegleitend
* für Anfänger und Fortgeschrittene
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
* kleine Arbeitsgruppen
* erfahrene Dozenten
* anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de

Rassismus zum Kleben

Aufkleber verbreiten schon lange antisemitische oder rassistische Parolen. Die Friedrich-Ebert-Gedenkstätte zeigt Beispiele vom Kaiserreich bis heute



Foto: Jonathan McIntosh, San Diego, USA, 2009

„Refugees Welcome“: Das berühmte Motiv stammt ursprünglich von einem Warnschild an einem kalifornischen Highway

Auf Laternen, Straßenschildern oder Wänden prägen sie den öffentlichen Raum: Aufkleber. Auf den kleinformatigen Klebezetteln werden schon seit dem 19. Jahrhundert politische Ansichten popularisiert. Dabei transportieren sie Feindbilder, rufen zu Gewalt auf oder verbreiten Vorurteile. Die Friedrich-Ebert-Gedenkstätte widmet sich in ihrer Ausstellung „Angezettelt. Antisemitische und rassistische Aufkleber von 1880 bis heute“ historischen und aktuellen Beispielen von propagiertem Hass gegen Minderheiten. Dabei sei das Medium Aufkleber in Zusammenhang mit den bekannten antijüdischen Ressentiments nichts Neues, erklärt Isabel Enzenbach vom Zentrum für Antisemitismusforschung an der TU Berlin. „Niemand weiß, dass antisemitische Sticker so alt sind. Schon im Kaiserreich haben Aufkleber klassische Parolen und Bilder getragen“, erzählt sie. Von der Jahrhundertwende über die Weimarer Republik und den Nationalsozialismus zeigen sie die Entwicklung von Feindbildern – und ihre Fortführung bis in die Gegenwart.

„Kauft nichts bei Juden!“ Diesen antisemitischen Sticker findet ein Mitarbeiter des Märkischen Museums 1893 in einer Berliner S-Bahn. Zu der Zeit beginnt die massenhafte Verbreitung der kleinen Klebezettel. Die Parolen bestimmen nicht nur politische Programmatiken der Parteien, sondern sind auch in der Werbung oder auf Sammelbildern präsent. So wirbt in den 1890er-Jahren das Frankfurter Hotel „Kölner Hof“ mit Postkarten und Stickern dafür, judenfrei zu sein. Kleine Bilder für die um 1900 beliebten Sammelalben zeigen auch koloniale Motive. Die rassistischen Stereotype zur Zeit des Kolonialismus werden durch die Zuweisung körperlicher Merkmale markiert. Bunte Werbebilder verschleiern mit dem Reiz des Exotischen auf perfide Weise den innewohnenden Rassismus.

Neben politischen Gruppen oder ökonomischen Institutionen kann auch der Einzelne im privaten Umfeld seine Zugehörigkeit zu einem spezifischen politischen oder kulturellen Milieu signalisieren. Mittel dafür sind etwa antisemitische Briefverschlussmarken. Mit prägnanten Sätze auf Briefen, wie „Die soziale Frage ist meist Judenfrage“ oder „Der Jude ist nicht ein Teutscher, sondern ein Täuscher“, werden antisemitische Einstellungen in der privaten Sphäre vertreten.

Während die Mechanismen und Parolen die gleichen bleiben, verschiebt sich das Feindbild: Auch wenn Antisemitismus nach dem Zweiten Weltkrieg in der rechtsextremen Szene immer noch vorherrscht – besonders im Umgang mit dem Holocaust – nimmt die Fremdenfeindlichkeit im Zuge von Migrationsprozessen zu.

Trotz der vielen historischen Beispiele weist die Ausstellung immer wieder Analogien und Muster auf, die in den vergangenen hundert Jahren wie heute existieren. Ein Verweis auf die allgegenwärtigen stereotypen Denkmuster zeigen nicht nur die historischen Sammelalben. Neben Alben von 1928 reihen sich Stickerbücher, die man 2011 in Supermärkten erhalten hat. Die Seiten zeigen die Bundesländer Deutschlands mit ihren regionalen Besonderheiten ein Motiv ist der „Deutsche Schäferhund“. Klingt harmlos. Aber auch hier werden Klischees der deutschen Geschichte und Kultur auf undifferenzierte Weise reproduziert. Wenn ein derart banales Medium nationale Klischees auflistet, werden sie vom Rezipienten mit großer Wahrscheinlichkeit unhinterfragt und unbewusst übernommen.

Viel deutlicher treten stereotype, rassistische Denkmuster in der Werbung rechtsextremer Parteien auf. Die Ausstellung zeigt Sticker der NSDAP aus den 1930er-Jahren neben denen der NPD. Die Ähnlichkeiten springen ins Auge: Diese Sticker propagieren den Typ des blauäugigen, blonden Deutschen, die Anklage von „Rassenvermischung“ zieht sich durch das Jahrhundert und ist bis heute zentrales Element rechtsextremer Ideologien.

Zum Nachdenken ruft auch die Übernahme rassistischer Darstellungsweisen von Organisationen auf, die sich für eine gerechtere Weltordnung einsetzen. Eindrücklich ist hier ein Sticker von Brot für die Welt, der Familien dreier Kontinente mit stereotypen körperlichen Merkmalen abbildet.

„Es geht nicht nur um bekannte extremistische Feindbilder. Die Ausstellung soll zeigen, dass die rassistischen Denkmuster tief sitzen und weit verbreitet sind“, sagt Enzenbach. Rassistische Bilder herrschen vor, ohne vom Rezipienten als rassistisch identifiziert zu werden.

Die Hassparolen bleiben nicht ohne Gegenwehr. So rief der „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ im Kaiserreich auf: „Wehrt euch!“ Mit Stickern, die die Leistungen berühmter Juden hervorheben, zeichnete der „Weltverband gegen Rassenhass und Menschennot“ 1933 einen Gegenentwurf zum nationalsozialistischen Judenbild.

Auch heutzutage gibt es Widerstand gegen die aggressiven Parolen. Irmela Mensah-Schramm, die einen großen Bestand an Stickern für die Ausstellung zur Verfügung stellte, dokumentiert und entfernt seit 1986 rassistische oder antisemitische Aufkleber sowie Graffiti in ganz Deutschland – und nimmt sogar juristische Auseinandersetzungen in Kauf. Ein weiteres Beispiel für Toleranz und Offenheit ist der Schriftzug „Refugees Welcome“. Eine Antifa-Gruppe übernimmt das Motiv der fliehenden Menschen von einem Warnschild. Mit dem hinzugefügten Slogan verbreitet sich das Logo weltweit und wird zu einem Symbol der Willkommenskultur.

Die Ausstellung mahnt zu einem sensiblen Umgang mit Antisemitismus, Rassismus und Stereotypen. Sie beleuchtet lediglich das Medium der Sticker. Man muss nur einmal durch die Stadt gehen, um die Inhalte der Ausstellung weiterzudenken. Wahlplakate, T-Shirt-Slogans oder Graffitis – wie etwa „Kein Mensch ist illegal“ – transportieren im städtischen Raum ebenso politische Statements. Ein sensibler und kritischer Umgang im Alltag kann somit nicht schaden. **(led)**

Nachts in HD (5)

Spiel mir das Lied vom Tonbandgerät

Bei der Karaokenacht im O’Reilly’s in Neuenheim kann man sich das Herz aus dem Leib singen



Foto: hlp

„You are my fire“: Bei den Texten der Backstreet Boys kommt Leidenschaft auf

Sich einmal so richtig in der Öffentlichkeit blamieren? Das geht am besten beim Karaoke, zum Beispiel jeden Freitag- und Samstagabend im O’Reilly’s. Der geräumige Irish Pub verbirgt sich hinter einer unscheinbaren Fassade auf der Bergstraße nahe dem Neckarufer. Punkten kann das O’Reilly’s durch eine gemütliche Atmosphäre. In dem Hinterraum, in dem das Karaoke stattfindet, führen Stufen hinauf zur Bar. Barhocker stehen an großen Tischen aus Holz. Die Wände sind mit vergrößerten Schwarzweißaufnahmen von alten irischen Männern dekoriert. In einer Ecke hängt eine Dartscheibe. Gegenüber von der Bar befindet sich die kleine Bühne, auf der laut Webseite ab 21 Uhr gesungen wird. Tatsächlich geht es aber erst viel später los.

Nach und nach füllt sich der Raum. Das Publikum ist überwiegend jung, aber über 18, denn der Karaoke-Raum ist gleichzeitig der Raucherbereich des Lokals. Um 23 Uhr steigt ein Mann mit Mikrofon auf die Bühne und begrüßt die Anwesenden auf Englisch. „Es ist Freitagabend! Seid ihr bereit Spaß zu haben?“, fragt er. Kurz und knapp erklärt er die Regeln des Abends. Bevor es losgeht, müssen die gewünschten Songs in den Karaoke-Computer eingegeben werden. Gerne darf auch in der Gruppe gesungen werden. Als kleiner Anreiz gibt es einen Shot für alle Teilnehmenden. Der Moderator macht den Anfang: Mit Blondhaarperücke und aufblasbarer Luftgitarre bietet er eine Bühnenshow zu Jon Bon Jovis „Runaway“.

Die Songauswahl ist riesig. Das Songbook kann auch auf der Webseite des Lokals heruntergeladen werden. Das sollte man jedoch zu Hause tun, denn das angepriesene Gratis-W-LAN funktioniert nicht zuverlässig. Wer keine Lust auf Popmusik hat, kann sich auch an einem der irischen Volkslieder versuchen, die zum Singen angeboten werden. Auch deutsche Musik (zum Beispiel von den „Ärzten“) kann gesungen werden. Bloß aktuelle Hits fehlen; aus den letzten fünf Jahren ist fast nichts vertreten.

Zu hören bekommt man davon trotzdem einige, denn zwischen den Auftritten der Gäste werden immer wieder Lieder gespielt, während der Moderator Stimmung macht. „Popo runter von den Stühlen“, weist er die Zuschauenden an. „Heute wird getanzt!“ Tatsächlich kommt Partystimmung auf. Dafür sorgen auch die zwei Diskokugeln, die an der Decke angebracht sind und die Scheinwerfer, die den Raum in buntes Licht tauchen.

Geburtstagskinder sollten sich darauf gefasst machen, dass man ihnen ein Geburtstagsständchen singt – und sie dann einen Überraschungssong vor allen performen sollen.

Karaoke-Bars, in denen man vor fremdem Publikum singt, sind übrigens ein überwiegend westliches Phänomen. In Japan, dem Ursprungsland des Karaoke, ist es üblich, sich mit Freunden oder der Familie eine Karaoke-Box zu mieten, ein kleines Zimmer, in dem man im Privaten singen kann.

Im O’Reilly’s sollte man sich jedoch auf ein größeres Publikum gefasst machen. Wer erst kommen möchte, wenn das Karaoke beginnt, sollte sich einen der vielen Tische reservieren. Alle anderen können sich die Wartezeit mit typischem Pub-Food verkürzen. Die Preise sind nicht ganz günstig, die Portionen dafür ordentlich. Viele Gerichte eignen sich zum Teilen. Neben Guinness wird auch eine große Auswahl an Whiskeys serviert. Sich Mut anzutrinken, ist jedoch nicht nötig. Der Moderator des Abends stellt gleich zu Beginn klar: „Falls du eine abgefuckte Stimme hast, wollen wir dich unbedingt hören!“ **(hlp)**

Das Songbook gibt es hier:

oreillys.com/heidelberg-whats-on

ANZEIGE



Sprechen über den Tod

... mit Claudia Fudeus, Adelsexpertin bei *Gala digital*

Gibt es einen typischen Ablauf bei Trauerfeiern der Königshäuser?

Der Ablauf unterscheidet sich vielleicht nicht viel von dem anderer Familien: Gäste einladen, Gottesdienst, Essen. Es sind nur mehr Gäste und mehr Security. Und Aufbahrungen sowie Kondoliermöglichkeiten sind natürlich häufiger als bei Nicht-Royals.



Foto: privat

Welche Voraussetzungen müssen vorliegen, um über eine Trauerfeier in Adelshäusern zu berichten ?

Trauerfeiern gehen oft mit der Schwierigkeit einher, dass sie deutlich weniger öffentlich angelegt sind, wenn es sich um eine erkennbar wichtige Person des Zeitgeschehens oder einen amtierenden Monarchen handelt. In der Regel läuft das ohne Akkreditierung oder geplante Auftritte und man würde auch kein Facebook-Live davon anbieten. Man lässt sich eben nicht gern beim Weinen und Trauern zusehen und fotografieren, da geht's den Royals wie uns.

Sind Beerdigungen von weniger öffentlichem Interesse begleitet als die „fröhlichen Feiern"?

Hochzeiten und Taufen tragen die Häuser schon von sich aus mehr nach außen, die Outfits sind bunt, die Kinder lachen und spielen. Für uns lässt sich das viel leichter darstellen und ausbreiten. Bei Beerdigungen ist es schon schwer, über Mode und Schmuck zu diskutieren, man möchte ja nicht pietätlos sein.

Welche royale Beerdigung war in letzter Zeit am medien-spektakulärsten?

In den letzten Jahren sind keine zentralen Figuren der royalen Familien gestorben. Viel Medienaufmerksamkeit bekam die Beerdigung des Fürsten in Berleburg dieses Jahr, weil aufgrund verwandtschaftlicher Verbindungen viele wichtige Royals aus ganz Europa angereist waren. Sehr bewegend und medial beachtet erinnere ich mich sonst noch an die Beerdigung von Prinz Friso, dem früh und tragisch durch ein Skiunglück verstorbenen Sohn der damaligen niederländischen Königin Beatrix.

Ein bislang unschlagbares Medienspektakel war die Beerdigung von Prinzessin Diana?

Es gab einfach das riesige kollektive Bedürfnis zu trauern und sich zu erinnern. Das hat vor Ort bei den Menschen, aber auch via Prinz und TV wirklich Gemeinschaft gestiftet, wie eine Trauerfeier im Familienkreis. Dazu die Tragik: diese armen Kinder. Die böse Schwiegermutter. Gestorben fern der Familie. Als Gejagte. Das musste die Menschen einfach bewegen. Und dann wurden unvergessliche Bilder kreiert: dieses Blumenbeet vor dem Palast. Der Sarg, der mit dem Flugzeug heimgeholt wird. Der lange Trauermarsch mit ihren Söhne und dieser Briefumschlag mit der Kinderschrift auf dem Sarg. Auch wenn Prinz Harry ja inzwischen gesagt hat, diesen Marsch hätte man ihnen ersparen sollen. Verständlich! Aber zur Legendenbildung hat er enorm beigetragen.

Das Gespräch führte Maren Kaps.

Mein Freund, der Spitzel

Der Dokumentarfilm „Im Inneren Kreis" arbeitet Spitzelaffären in der linken Szene auf – auch die von „Simon Brenner" in Heidelberg



Foto: Dirk Manthey Film

Jens und Jasper wurden von ihrem Kommilitonen ausgespäht



Foto: Dirk Manthey Film

Erinnerungen an Iris P. in der Roten Flora, Hamburg

Was sind verdeckte Ermittler und Ermittlerinnen? Wie und wo arbeiten sie? Welche Folgen hat die Überwachung?

Mit diesen Fragen beschäftigt sich die Dokumentation „Im Inneren Kreis" von Claudia Morar und Hannes Obens. Die Regisseure lassen verschiedene Stimmen zu Wort kommen, um diese Fragen bestmöglich zu beantworten und verzichten auf Kommentare ihrerseits. Dadurch entsteht ein vielschichtiges Bild zu den vier Fällen im Fokus der Dokumentation: Iris P., Maria B., Astrid O. in Hamburg, sowie Simon B. in Heidelberg.

Sehr tiefgehend berichten die Überwachten linker Kreise von ihren Bekanntschaften, Freundschaften oder auch Liebesverhältnissen zu den verdeckten Ermittlern und Ermittlerinnen. Auch von staatlicher Seite bekommen Morar und Obens Antworten, unter anderem von Generalbundesanwalt a. D. Kay Nehm, der die Ermittlungen durch Iris P. in Hamburg veranlasste.

Eingeleitet wird der Fall Simon B. mit idyllischen Aufnahmen von Heidelberg: das Schloss, die Alte Brücke, die Altstadt. In den nächtlichen Straßen ist keine Menschenseele zu sehen. Umso absurder erscheint es, dass der Polizist des Landeskriminalamt Baden-Württemberg sich zum Sommersemester 2010 an der Universität als Student für Ethnologie und Germanistik einschrieb, um unter dem Namen „Simon Brenner" die linke Szene zu überwachen. „Wir wussten, dass so etwas existiert, aber gingen davon aus, dass es uns nicht betrifft. Denn das würde bedeuten, dass die Polizei wirklich nichts zu tun hat", so Jasper M., damals als Politikstudent selbst betroffen von den Ermittlungen.

Auch die Ermittlungen von Iris P. in Hamburg werden sehr intensiv beschrieben. Unter dem Namen „Iris Schneider" war sie von 2001 bis 2006 in der „Roten Flora" unterwegs. Trotz Verdächtigungen, erstmals bereits 2002, konnte sie verschiedene linke Gruppierungen für viele Jahre gegeneinander ausspielen. Sie scheute auch nicht davor zurück, Liebesbeziehungen mit Zielpersonen einzugehen, von denen eine fast drei Jahre andauerte.

Mehr als zwei Jahre arbeiteten Morar und Obens an der Dokumentation. Ihr Ziel ist es, zum Nachdenken anzuregen, eine „kritische Masse zu erzeugen". Inmitten der Recherchen über Iris P. und Simon B. werden zwei weitere verdeckte Ermittlerinnen in Hamburg enttarnt: Maria B. und Astrid O. Die Aktualität des Geschehens wird in den Szenen eingefangen und verleiht dem Film eine Spannungskurve, die man in einer Dokumentation nicht erwarten würde. Trotz zweifacher Bewerbung für finanzielle Unterstützung bei der Filmförderung Hamburg Schleswig-Holstein blieben ihnen Fördergelder versagt. Laut Obens war der offizielle Grund ein befürchtetes fehlendes Interesse in der Bevölkerung. Widerlegt werden konnte dies seit dem Filmstart am 6. Juni durch volle Kinos, vor allem in Hamburg. Finanziert wurde der Film schließlich mit Spendengeldern, unter anderem vom Studierendenrat Heidelberg.

Die Dokumentation wirft wohl mehr Fragen auf, als sie beantwortet, wenn es um verdeckte Ermittlungen in linken Szenen geht. Der Film vermittelt den Zuschauern das verbleibende Gefühlschaos der Betroffenen sehr eindringlich und hinterlässt Unruhe und Bestürzung. Können solche Ermittlungen rechtens sein? Im Fall von Simon B. wurden sie 2015 vom Verwaltungsgericht in Karlsruhe als rechtswidrig erklärt. **(ibi)**

Verzaubert

Seit 20 Jahren ist Harry Potter ein Kassenschlager. Ist der Hype gerechtfertigt?

Pro

Wer denkt, Harry Potter handle bloß von Kindern, die mit albernem Zauberstabgefuchtel einem nasenlosen Mann Pseudo-Latein entgegenbrüllen, irrt sich. Harry Potter ist die Aufarbeitung der Sagenstoffe, die unsere Kultur ausmachen: Merlin, Trolle und Sphinxen, die Ringgeister und Riesenspinnen Tolkiens. Die Detailverliebtheit und exzentrischen Charaktere inspirieren. Nebenbei vermittelt Harry Potter Werte wie Mut, Zusammenhalt und Gleichheit. Unter dem Tarnumhang der Metapher werden Rassismus, Depressionen, Homophobie und Sklaverei angesprochen.

Gut und Böse sind nicht immer leicht zu unterscheiden: Dumbledore macht Harry zur Schachfigur im Kampf gegen Voldemort und akzeptiert, dass Harry dadurch sterben wird. Er wird zum Spielball der Presse und einer Regierung, die nur an der Erhaltung der eigenen Macht interessiert ist. 16 Jahre muss Harry die Misshandlung durch Tante und Onkel erdulden. Eine Studie ergab, dass Harry Potter-Lesende seltener Donald Trump unterstützen. Das ist kaum überraschend. Sie hinterfragen Autorität, geben sich nicht mit einfachen Antworten zufrieden. Joanne K. Rowlings größte Kritiker sind wohl diejenigen, die schon als Kinder ihre Bücher geliebt haben. Wie kommt es, dass in den Filmen alle Hauptfiguren weiß sind? Wieso erfährt man in den Büchern nicht, dass Dumbledore schwul ist? Wieso benennt Harry seinen Sohn nach Snape, einem Mann, der Schüler quält, weil er es nicht verknusen kann, dass er von einer Frau zurückgewiesen wurde? Was passiert, wenn man Vielsafttrank trinkt, Sex hat und schwanger wird? Diese Fragen sind es, die Fans antreiben, wenn sie Fanart zeichnen, sich Hausschals stricken und Musicals auf die Beine stellen. Harry Potter verbindet Hufflepuffs, Gryffindors, Ravenclaws und Slytherins gleichermaßen.

Von Hannah Lena Puschnig



Foto: flickr.com/rmkoske (CC BY-SA 2.0)

Fans in der Muggelwelt

Contra

„Es gibt weder moralische noch unmoralische Bücher. Bücher sind gut oder schlecht geschrieben, sonst nichts", sagte dereinst Oscar Wilde – im Gegensatz zu J. K. Rowling eine wahre Größe der englischen Literatur. Oder um es anders auszudrücken: Fans von Harry Potter können noch so gute Menschen sein, Rassismus, Homophobie und Sklaverei den Kampf ansagen oder sogar, wäre ihre Zahl nur ein wenig größer, Donald Trumps Wahl verhindern – ein schlechtes Buch bleibt ein schlechtes Buch.

Harry Potter ist keineswegs der Erneuerer und Heilsbringer des Fantasy Genres, als der er so oft gepriesen wird, sondern eine Aneinanderreihung überholt geglaubter Fantasy-Klischees. So ist die Facettenlosigkeit unseres Protagonisten kaum zu überbieten. Den Leser erwarten tausende von Seiten, gefüllt mit unserem stets heldenhaften und aufrichtigen Harry, dessen Bescheidenheit nur von der Lautstärke des „Er ist der Auserwählte"-Mantras übertroffen wird.

Leider sieht es auf der Seite des Antagonisten auch nicht vielversprechender aus. Abgesehen von dem Fehlen seiner Nase mangelt es dem, dessen Name nicht genannt werden darf, eindeutig an Gründen und Motivation für seine Bösartigkeit. Mit der viel zu schwarz-weiß gezeichneten Gegenüberstellung der beiden gelingt es Rowling schlussendlich, die Langeweile zur Vollendung zu bringen.

Zugegeben, man kann der Welt einen gewissen Detailreichtum nicht absprechen, aber dieser bleibt trotzdem weit hinter den großen Vertretern des Genres, wie „Der Herr der Ringe", zurück. Sicher stößt eine jugendliche Harry Potter-Phase auf allgemeines Verständnis, aber mit dem Erreichen des sechzehnten Lebensjahres wird es Zeit, zu richtigen Büchern zu greifen.

Von Matthias Luxenburger

Fremde Welten

Barbès ist das letzte Migrantenviertel im durchgentrifizierten Paris, ein buntes, vielfältiges und nicht zuletzt gefährliches Gewimmel. Bericht eines ereignisreichen Abends

Es ist kurz vor fünf Uhr morgens und ich liege übernächtigt im Bett eines Pariser Hostels. Durch das einfach verglaste Fenster höre ich den sich hebenden Straßenlärm. Die ersten Pendler machen sich auf, um in der Innenstadt ihre Arbeit anzutreten. Zusammen mit den Rufen der Lieferanten und dem ständigen Motorjaulen formen sie eine Geräuschkulisse, die einen ruhigen Schlaf schnell zur fernen Erinnerung gerinnen lässt.

Und doch bekomme ich den Lärm kaum mit. Ich wälze mich seit Stunden im Bett und versuche den vergangenen Abend zu verarbeiten. Wütend bin ich, ohnmächtig und fassungslos. Und über allem schwebt ein Gedanke: Du bist gerade überfallen worden.

Der Abend beginnt ziemlich genau 12 Stunden zuvor, als mir die Pariser Abendsonne blendend entgegenblitzt. Meine Unterkunft ist in der Nähe des Montmartre. Schon beim Verlassen der Tram-Station sind die atmosphärischen Veränderungen zur Innenstadt spürbar. Der innerste Zirkel der Stadt ist geschniegelt und gestriegelt, die Boutiquen bieten alle möglichen Feinheiten zu den unmöglichsten Preisen und an den vielen Büchereien und Antiquariaten des Universitätsviertels gibt sich die Jutebeutel tragende Bohème die blankgewetzte Klinke in die Hand.

Am Montmartre sind hier die Häuser weniger prächtig und die Preise nicht ganz so exorbitant. Doch die Gegend wirkt ehrlicher als die überzuckert heile Welt im Stadtinneren. Nachdem ich meine Schlüssel abgeholt habe, mache ich mich wieder auf. Eine knappe halbe Stunde muss ich laufen, um bis zum nächsten Kino zu gelangen. Auf meinem Weg passiere ich mehr und mehr Waschsalons und stillgelegten Fabriken, der Duft offensichtlich afrikanischer Gewürzläden zieht in meine Nase. An der Straßenseite spielen drei Straßenmusikanten Variationen auf „Over the rainbow“. Dann biege ich ab.

Überfall

Die Veränderung ist frappierend. Die Straße wird enger und die Häuser an beiden Seiten wirken noch eine Spur desolater. In der Straße liegt Müll, Verpackungspappe schwimmt in den regengefüllten Schlaglöchern, achtlos weggeworfen von den Angestellten des rückwärtig gelegenen Supermarktes.

Während zuvor noch eine bunte Mischung jedweden kulturellen und ethnischen Kontextes durch die Straßen tingelte, sind es nunmehr nahezu ausschließlich Menschen mit nordafrikanischen und arabischen Wurzeln. Das rasante Französisch der maghrebinischen Einwanderer ist omnipräsent.

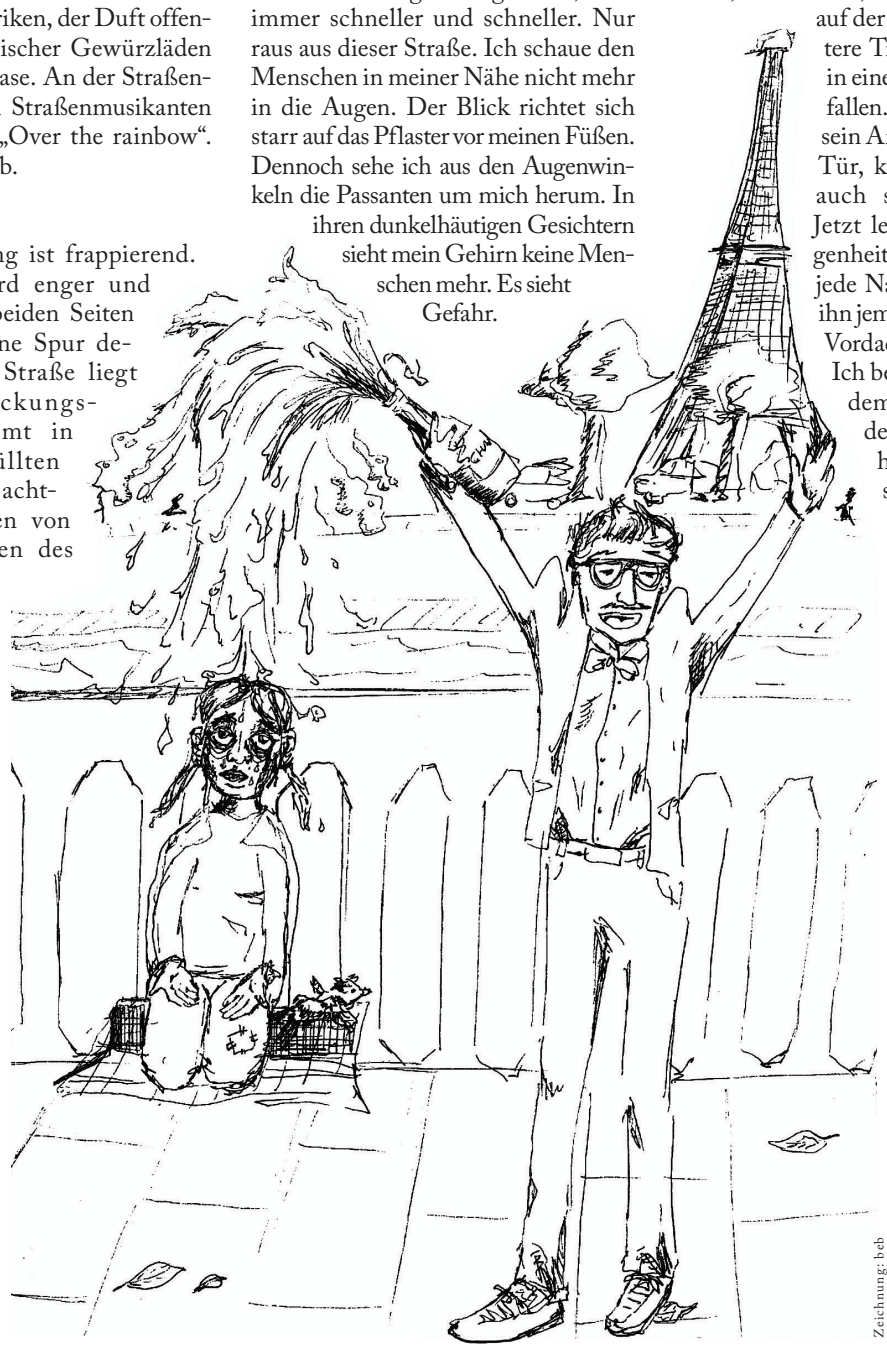
Die Gasse vor mir ist lang und geradlinig, ihr Ende nicht zu sehen. Nur wenige Meter vor meinen Füßen wird die halbe Straße von einer Baustelle blockiert. Ich habe gerade die Straßenseite gewechselt, da taucht von jener bis eben verdeckten Seite der Straße eine Gruppe von einem guten Dutzend noch nicht allzu lang der Pubertät entwachsener Jungmänner auf.

Zunächst scheint es so, als wollten sie mich ohne weiteres passieren. Doch kurz bevor sie an mir vorbei sind, löst sich einer aus ihrer Mitte und baut sich im Zugehen vor mir auf, die anderen hinter sich. Er macht sich noch die Mühe, ein „Hast du ein bisschen Geld für uns?“ in seinen Oberlippenflaum zu nuscheln. Dann geht alles ganz schnell.

Bevor ich etwas erwidern kann, stürzt sich die Gruppe schreiend auf mich. Sie boxen mich in die Seite, zerren an meiner Jacke und meinem Rucksack. Offensichtlich wollen sie meine Unbefangenheit nutzen und sich schnell meiner Wertsachen bemächtigen.

Ich bin wie eingefroren. Meine Handlungen laufen reflexartig, mein Denken hat sich zu einem einzigen Gedanken verdichtet: Raus hier, aber schnell. Ich krümme mich zusammen, vergrabe meine Hände tief in den Taschen. Die Menschen um uns herum indessen beobachten das Geschehen ruhig. Die Aktion dauert nur wenige Sekunden. Nach wenigen vergeblichen Rüttlern und Püffen laufen sie weg, johlend und berauscht von ihrer Männlichkeit.

Als das Geschrei der Jugendlichen langsam in den Gassen verklingt, bleibe ich alleine am Bauzaun zurück. Mein Herz rast und durch die verbogene Brille sehe ich nur noch verschwommen. Egal. Ich gehe los, laufe immer schneller und schneller. Nur raus aus dieser Straße. Ich schaue den Menschen in meiner Nähe nicht mehr in die Augen. Der Blick richtet sich starr auf das Pflaster vor meinen Füßen. Dennoch sehe ich aus den Augenwinkeln die Passanten um mich herum. In ihren dunkelhäutigen Gesichtern sieht mein Gehirn keine Menschen mehr. Es sieht Gefahr.



Zeichnung: beb

Tarek

Wenig später verlasse ich die Seitengasse. Allein der Anblick europäisch aussehender Menschen gibt mir in diesem Moment Sicherheit. Vor dunkelhäutigen Passanten zucke ich zurück. Ihr Anblick verursacht in mir ohnmächtige Wut, ja Abscheu. Der Schock beherrscht immer noch meine Gedanken. Die nächsten zwei Stunden sitze ich im Kino, bewegungslos. Ich muss an ein Gespräch mit meinen Eltern denken. Ich solle auf mich aufpassen, rieten sie mir noch vor wenigen Tagen. Paris sei nicht immer harmlos. Ich habe ihre Bedenken weggewischt. Würde schon nichts passieren. Überfälle, Beschaffungskriminalität, soziale Brennpunkte, all das war an meinen bisherigen Wohnorten – Speckgürtel Frankfurt, Heidelberg, Dijon – zumindest gefühlt ewig weit weg. Der Fall aus der Blase lässt mich in diesem Moment hilflos zurück.

Als ich das Kino wieder verlasse, kommt nach wenigen Metern eine verwirrte, hagere Frau auf mich zu. Ihre zerrissene Kleidung und das von Drogen gezeichnete Gesicht sprechen Bände. Sie keift mich an. Und auch wenn sie bald wieder ablässt - das schreiende Gefühl in mir ist zurück.

Ein junger Mann, Tarek, nähert sich. Er fragt, ob er mir helfen könne. Auch wenn ich im ersten Moment zurückzucke - dankbar bitte ich ihn, mir den Weg zur nächsten Tram-Haltestelle zu zeigen. Auf dem Weg kommen wir ins Gespräch. „Die Frau eben wollte dein Handy klauen“, vermutet er. Drogen seien schließlich teuer. Und die meisten, die hier Nacht für Nacht liegen, seien schon lange nicht mehr Herr ihrer selbst. Tarek selbst, so erzählt er, lebt seit einem Jahr auf der Straße. Eine bittere Trennung ließ ihn in eine tiefe Depression fallen. Zuerst setzte ihn sein Arbeitgeber vor die Tür, kurze Zeit später auch sein Vermieter. Jetzt lebt er von Gelegenheitsjobs. Und muss jede Nacht hoffen, dass ihn jemand unter seinem Vordach schlafen lässt. Ich berichte Tarek von dem Überfall. Von den Leuten um uns herum, die dabeistanden und es einfach geschehen ließen. Von der Panik, die meine eigene Wahrnehmung in ein rassistisches Schwarz-Weiß-Bild gleiten ließ. Es sprudelt nur so aus mir heraus.

Tarek hört geduldig zu, nur gelegentlich fragt er mit leiser Stimme nach. Auch wenn ich ihn erst seit wenigen Minuten kenne – als wir uns wenig später verabschieden, fällt es mir schwer, meine Dankbarkeit auszudrücken. „Niemand“, sagt Tarek noch beim Händedrücken, „ist von sich aus schlecht. Aber schlecht gemacht werden in diesen Umständen viele.“

Ein Blick zurück

Die Umstände, von denen Tarek spricht, haben in Barbès eine traurige Tradition. Im 19. Jahrhundert befand sich hier ein Arbeiterviertel. Rund um den „Boulevard Barbès“ wohnte nur, wer sich nirgendwo anders eine Bleibe leisten konnte. Ein Leben, oftmals in Elend und Aussichtslosigkeit, das durch Émile Zolas furios zugespitzte Anklageschrift „Der Totschläger“ auch literarisch zum Paradebeispiel sozialer Ungerechtigkeit avancierte.

Kurz nach dem zweiten Weltkrieg siedelten sich in Barbès hier viele Einwanderer aus Nordafrika an. Für die außerhalb ihres „Klein-Afrika“ diskriminierten und benachteiligten Einwandererfamilien wurde das Viertel ein Stück Heimat. Eine Tendenz, die sich gehalten hat. Auch heute noch stellen Einwanderer im Stadtbezirk von Barbès, der Goutte d’Or, ein gutes Drittel der Bevölkerung. Doch die Probleme der Arbeiterzeiten blieben auch nach der Ankunft der neuen Bewohner bestehen: Die Kriminalitätsrate war und ist hoch, Zwangsprostitution und Drogenhandel florieren.

Alles beim Alten, könnte man also sagen. Und doch beginnt sich Barbès zu ändern. Die „Gentrifizierung“ geht um. Häuser werden restauriert, instandgesetzt und zu astronomischen Preisen vermietet. Gleichzeitig ist zumindest auf den großen Boulevards die Sicherheit einigermaßen gewährleistet, seitdem die Gegend 2012 zur besonders geschützten „zone de sécurité prioritaire“ erklärt wurde. Die Einwanderer werden so nach und nach verdrängt, in die Seitengassen und Hinterhöfe von Barbès. Die Probleme, verursacht von Armut, Ignoranz und Diskriminierung, verschwinden dadurch freilich nicht.

Abschied

Zwei Tage später steht der Rückweg nach Dijon bevor. Auf dem Weg zum Pariser Bahnhof steige ich noch einmal an der Tramstation in der Nähe des Kinos aus. Es ist früher Abend. Lediglich einige Passanten hasten, vom Nieselregen getrieben, an mir vorbei. Das Kino liegt an einem Nebenkanal der Seine. Auf der gegenüberliegenden Seite des Wassers feiern junge Leute, vermutlich Studenten, ausgelassen. Ein junger Mann erhebt sich. Man hört ihn laut rufen, das Wasser trägt den Schall: „Champagner! Holt mehr Champagner!“

Gegenüber, an der Seitenwand des Kinos, hat sich eine kleine Familie unter dem Schutz des Vordaches und einiger notdürftiger Decken zusammengekuschelt. Sie sehen mitgenommen aus. In ihrer Mitte sitzt ein kleines Mädchen, sie trägt einen hellblauen Fleece-Pulli. Ihre viel zu kleine Hose reicht nur bis zum Knie. Gefesselt blickt sie ins Gesicht ihrer Mutter, die ihr eine Geschichte zu erzählen scheint. Den Lärm, der ihnen entgegenschallt, scheinen sie gar nicht wahrzunehmen. Plötzlich schreit das kleine Mädchen laut auf. Die Geschichte hat eine dramatische Wendung genommen, sie blickt ihrer Mutter entsetzt in die Augen. Der junge Mann, der eben noch lautstark mehr Champagner bestellte, schaut verwundert auf. Er bemerkt sie, senkt betroffen den Blick. Und blickt nicht mehr zurück.

Jakob Bauer, 21



studierte ein Jahr in Dijon. Bei seiner unfreiwilligen Recherche in Paris kam er mit dem Schrecken davon.

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studentenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3–5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.

Druck: Megadruck, Westerstede

V.i.S.d.P.: Maren Kaps

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3–5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310 - 0

E-Mail: post@ruprecht.de

Anzeigenanfragen an: anzeigen@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de und www.facebook.com/ruprechtHD

Redaktion: Anaïs Kaluza (acm), Bérénice Burdack (beb), Elizaveta Bobkova (bob), Elif-Sema Dabazoğlu (eli), Hannah Lena Puschnig (hlp), Hannah Bley (hnb), Susanne Ibing (ibi), Jakob Bauer (jkb), Jesper Klein (jkl), Justin Reuling (jre), Lea Dortschy (led), Esther Lehnardt (leh), Lina Rees (lnr), Maren Kaps (mak), Matthias Luxenburger (mal), Marie-Thérèse Roux (mtr), Nicolaus Niebylski (nni), Philip Hiller (php), Sonali Beher (sbe), Simon Koenigsdorff (sko), Tillmann Heise (the), Verena Mengen (vem), Viola Heeger (vgh)

Freie Mitarbeiter: Muhammed Ali Aslantas (ali), Hannah Steckelberg (hst), Monica Dick (mod), Nele Bianga (nbi)

Redaktionsschluss für die Ausgabe 170: November 2017

Personals

jkl: Es ist wie ein grafisches Korsett, das man trägt.

sko: Und ich dachte, ich käme gerade aus einem Land, das ein problematisches Verhältnis zum Adel hat.

leh: Augenbinde für Männer ist quasi eine umgedrehte Burka.

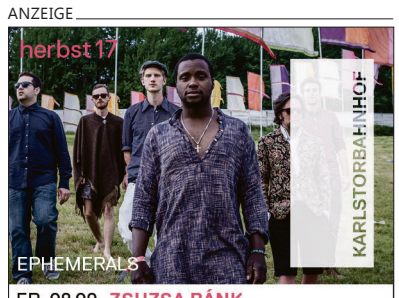
hnb: Das ist ein Dildo-Fisch.

mak: Ich habe recherchiert. Sooo viele Leute hassen Harry Potter! **sbe:** Es gibt auch Leute, die im Ku-Klux-Klan sind.

mal: So lange nicht zwei Mal Vater und ein Mal Tod drin vorkommt, ist es nicht von Kafka.

mak zu sko: Jetzt sei mal nicht so ein Layout-Opa.

ANZEIGE



FR 08.09. ZSUZSA BÁNK
SA 16.09. MC RENE
SA 23.09. LA NUIT BOHÈME
SO 24.09. ANNA DEPENBUSCH
DI 26.09. THE VEILS
DO 05.10. INGO SCHULZE
DI 10.10. CHUCKAMUCK
DO 19.10. PETERLICHT
DI 24.10. GOETHES FAUST UND EINSTEINS HAKEN

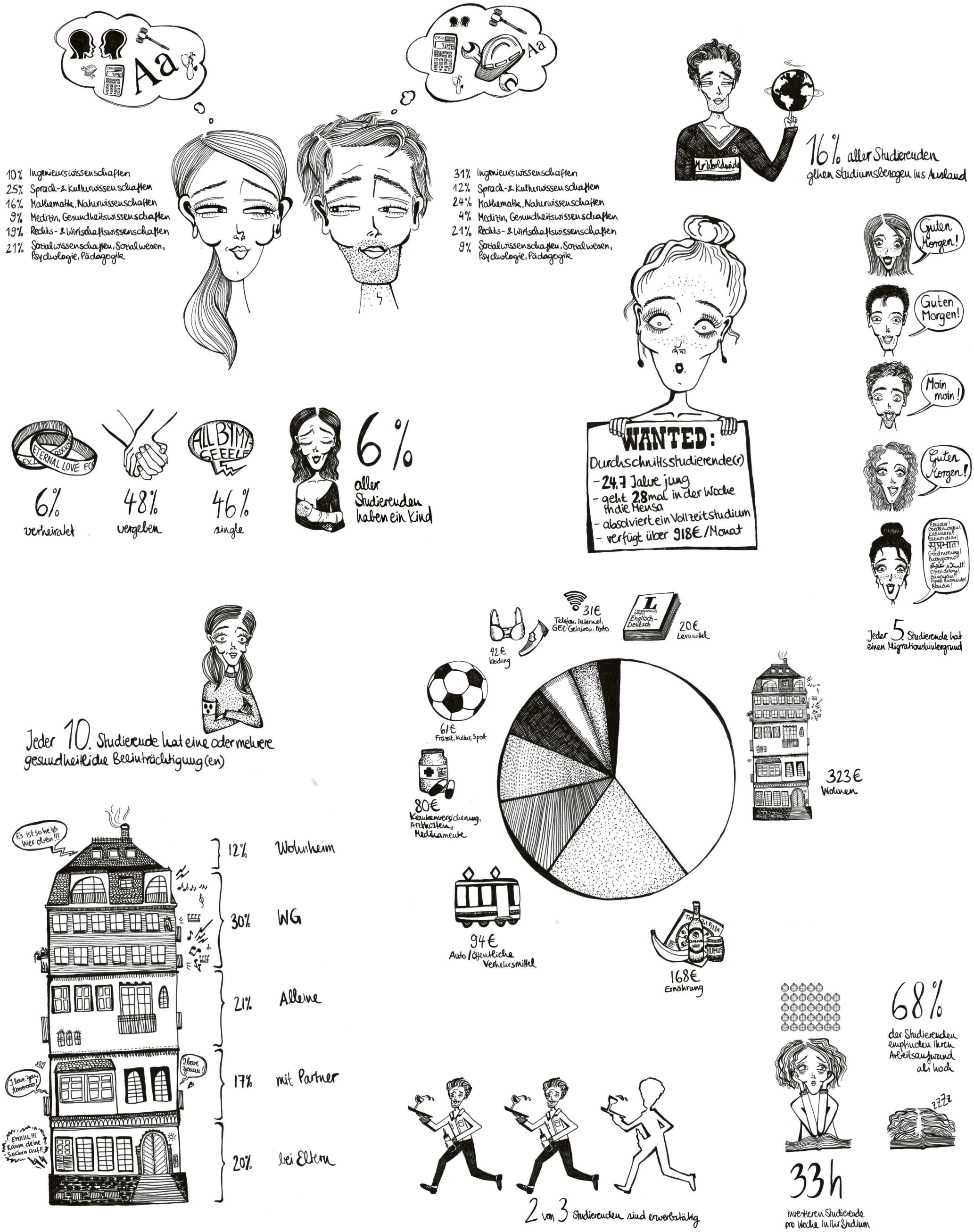
ENJOY JAZZ

DI 03.10. OREN AMBARCHI
SA 07.10. YOUN SUN NAH
SO 08.10. THE SOULJAZZ ORCHESTRA
MO 09.10. TARKOVSKY QUARTET
DO 12.10. DE-PHAZZ
SA 14.10. EPHEMERALS
MO 30.10. SHABAKA & THE ANCESTORS
MO 30.10. GONJASUFI
FR 03.11. ARUN GHOSH
MO 06.11. CHRISTOPH IRNIGER PILGRIM
FR 10.11. GIANLUIGI TROVESI & GIANNI COSCIA

HD – Am Karlstor 1 – www.karlstorbahnhof.de

Die Otto-Normal-Studierenden

Die Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks zeigt regelmäßig, wie der Studienalltag in Deutschland aussieht. Wir haben die wichtigsten Ergebnisse bebildert



Das Deutsche Studentenwerk hat für seine Sozialerhebung 55 219 Studierende an 248 Hochschulen über ihren Alltag befragt.

Zeichnung: acm